



VERDORAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Modenbild nebst Beschreibung. — Ein stilles Nest. Novelle von Ivan Turgeniew. V. — Alt La Roche, von Ida von Düringsfeld. — William Shakespeare (mit Illustration). — Schwarze Prinzessinnen, von George Hejtel. — Populäre Gesundheitspflege. III. — Lied, comp. von W. Steifensand. — Rebus. — Räthsel. — Auflösung des Räthfels Seite 250. — Correspondenz.



Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Promenaden-Anzug von abgepaßtem rosa Bercal. Der untere und der obere Rock sind mit einem abgepaßten (rosa und weiß gestreiften) Bolant garnirt. Der Paletot ist ringsum mit einem Schrägstreifen von weißem Bercal mit rosa Einfassung besetzt.
Figur 2. Kleid mit Paletot von grauem batiste-de-laine mit schwarzem Sammetband, schwarzer Seidenfranze und einer Verzierung von schwarz-seidener Soutache verziert. Hut von schwarzem Seidentüll, Spitze und Blumen.
Figur 3. Anzug für Kinder von 1 bis 3 Jahren. Der Anzug ist von blauem batiste-de-laine mit Frisuren von gleichem Stoff und schwarzem Sammetband garnirt.
Figur 4. Kleid mit Doppelrock und eckig ausgeschnittener Taille von lila Musselin. Die Garnitur bilden zwei gegeneinander gefehrte Frisuren von lila Musselin, deren Ansatz eine Rüsche aus lila Musselin in dunklerer Nuance deckt. Chemiset von gefaltetem Mull.
Figur 5. Kleid mit Doppelrock und hoher Taille nebst Schoß aus roher Seide mit Frisuren, Röllchen und Schleifen aus gleichem Stoff garnirt.
Figur 6. Promenaden-Anzug von grauem poult-de-soie mit Schrägstreifen von gleichem Stoff in hellerer Nuance besetzt. Diese Streifen sind mit grauem Atlas eingefasst. Graue Seidenfranze bildet die übrige Garnitur. Hut von englischem Strohgewebe mit schwarzer Tüll-Schärpe, Sammetband und rosa Blumen garnirt.

Ein silles Nest.

Novelle von Ivan Turgenev. (Fortsetzung.)

V.

Altkin, Gabriel Stephanowitsch, bei welchem der Ball stattfinden sollte, gehörte zu der Zahl jener Gutsbesitzer, welche ihre Nachbarn in Erstaußen setzen durch ihre Kunst zu leben und bei unbedeutenden Mitteln ein offenes Haus zu machen. Er hatte nicht mehr, als 400 Bauern und empfing dennoch das ganze Gouvernement in seinen geräumigen steinernen Häusern; er hatte sie selbst ausgeführt mit Thürmen und einer Flagge auf dem Thurme. Er hatte die Besetzung, die sich nie durch gute Ordnung auszeichnet, von seinem Vater geerbt. Gabriel Stephanowitsch war lange abwesend gewesen und hatte in Petersburg gedient. Endlich — vor etwa fünfzehn Jahren — war er mit dem Range eines Collegien-Assessors mit seiner Frau und drei Töchtern in seine Heimath zurückgekehrt, hatte sofort mit Verbesserungen und Neubauten begonnen, ein Orchester angelegt und Diners eröffnet. Anfangs prophezeiten ihm Alle einen schnellen, unabwendbaren Ruin, und mehr, als einmal verbreitete sich das Gerücht, die Besetzung Gabriel Stephanowitsch's würde unter den Hammer kommen; indessen, Jahre vergingen, Diners, Bälle, Feste und Concerte folgten in gewohnter Reihe aufeinander, neue Gebäude erhoben sich wie Pilze aus der Erde, und die Besetzung Gabriel Stephanowitsch's kam dennoch nicht unter den Hammer. Da nahmen die Gedanken der Nachbarn eine andere Richtung; man deutete auf große, verheimlichte Summen hin, sprach von einem Schätze. — „Und wenn er noch ein guter Wirth wäre“ — so redeten die Edelleute unter einander — „aber nein, durchaus nicht. Das ist eben das Unbegreifliche und Staunenswerthe dabei! Was es damit auch für eine Bewandniß haben mochte, man versammelte sich gern im Hause Gabriel Stephanowitsch's: er nahm seine Gäste äußerst gastfrei auf und spielte Karten, so hoch wie Jeder wollte. Er war ein kleines, graues Männchen mit einem spitzen Kopfe, gelbem Gesicht und gelben Augen, stets sorgfältig rasirt und mit Eau de Cologne parfümirt. Er trug in der Woche wie an Festtagen einen weiten, blauen Frack, der bis oben zugeknöpft war, ein großes Halstuch, in welches er sein Kinn zu verstecken pflegte, und trieb Luxus in Wäsche; er kniff die Augen zu und spitzte die Lippen, wenn er eine Priße Tabak nahm, und sprach sehr höflich und weich. Seine äußere Erscheinung zeichnete sich nicht eben durch Kühnheit aus; sein Neuheres war überhaupt nicht einnehmend und intelligent, wengleich in seinen Augen zuweilen eine gewisse Schlaueit durchblickte. Seine beiden ältesten Töchter hatte er bereits vorthelhaft vermählt; die jüngste war noch, heirathsfähig, im Hause. Gabriel Stephanowitsch hatte auch eine Frau — ein unbedeutendes, schweigsames Geschöpf.

Vladimir Sergeitsch erschien um sieben Uhr Abends in Frack und weißen Handschuhen bei Zpatow. Er fand schon Alle vollkommen en toilette; die kleinen Mädchen saßen still, um ihre weißen, gestreiften Kleiderchen nicht zu verdrücken. Als der alte Zpatow den Vladimir Sergeitsch im Frack sah, machte er ihm liebreich Vorwürfe und zeigte auf seinen Rock. Maria Pawlowna hatte ein schlichtes rosa Musselin Kleid an, das ihr sehr gut stand. Vladimir sagte ihr einige schmeichelhafte Worte. Die Schönheit Maria Pawlowna's zog ihn an, obgleich sie ihn offenbar nicht; auch Nadeschda Alexejewna gefiel ihm, allein ihr freier Umgangston verwirrte ihn etwas. Zudem sprach sich in ihrer Rede, in ihren Blicken und selbst in ihrem Lächeln sehr oft Spott aus, und das beunruhigte seine hauptstädtische, wohlgezogene Seele. Er wäre gar nicht abgeneigt gewesen, mit ihr zusammen sich über Andere lustig zu machen; der Gedanke aber, daß sie am Ende gar über ihn selbst sich lustig machen könnte, war ihm nicht angenehm.

Der Ball hatte begonnen; viele Gäste waren versammelt, und das hausbadene Orchester krachte, piff und wispelte auf dem Chore, als Zpatow's mit Vladimir Sergeitsch in den Saal des Altkin'schen Hauses traten. Der Wirth kam ihnen an der Thüre entgegen und dankte Vladimir Sergeitsch „für die gefühlvolle Vereitung der angenehmen Ueberraschung“ — so drückte er sich aus; Zpatow unter dem Arme nehmend, führte er ihn ins Gastzimmer zum Kartentische. Gabriel Stephanowitsch hatte keine gute Erziehung genossen, und Alles in seinem Hause, Musik, Möbel, Speisen, Weine waren nicht nur nicht von der ersten Qualität, sondern sie konnten nicht einmal Anspruch auf die zweitbeste machen. Dafür war von Allem reichlich da, und er selbst grimassirte und blähte sich nicht. Die Edelleute verlangten nicht mehr von ihm und waren vollkommen zufrieden mit seiner Bewirthung. Beim Souper z. B. wurde in Stücke geschnittener, stark gezalpener Preßcaviar gereicht; aber es war Niemand verwehrt, ihn mit den Fingern anzufassen, und Wein nachzutrinken gab es genug, wenn auch wohlfeiler, so doch Traubentwein, nicht irgend ein anderes Getränk. Die Federn in den Polstermöbeln waren in der That ein wenig spröde und hart; viele Sophas und Sessel hatten sogar keine Federn, doch konnte sich Jeder ein wollenes Kissen unterlegen, deren, von der Gemahlin des Gabriel Stephanowitsch eigenhändig gestickt, überall genug umherlagen, und dann blieb Einem Nichts mehr zu wünschen übrig. Mit einem Worte, das Haus Altkin's war der gefälligen und einfachen Sinnesart der Bewohner des ... schen Kreises voll-

kommen recht, und die Bescheidenheit des Herrn Altkin war allein daran schuld, daß nicht er auf den Adelsversammlungen zum Adelsmarschall gewählt wurde, sondern ein verabschiedeter Major Podpeklin, ebenfalls ein recht achtbarer, würdiger Mann, obgleich er seine Haare von dem linken Ohre auf die rechte Schläfe strich, seinen Schnurrbart lila färbte und, an Engbrüstigkeit leidend, des Nachmittags in Melancholie zu verfallen pflegte.

Also der Ball hatte begonnen. Man tanzte eine Française von zehn Paaren. Die Tänzer bestanden aus den Officieren der nahen Garnison, aus einigen jungen und auch nicht ganz jungen Gutsbesitzern und zwei oder drei Beamten aus der nächsten Stadt. Alles war wie es sich gehörte und ging seinen gewohnten Gang. Der Adelsmarschall spielte Karten mit einem verabschiedeten wirklichen Staatsrath und einem reichen Herrn, Besitzer von 3000 Seelen. Der wirkliche Staatsrath trug einen Brillantring am Zeigefinger, sprach sehr leise, schob seine Füße, deren Absätze eine Position einnahmen, wie sie von den Tänzern früherer Zeit gebraucht wurde, nicht aneinander und bewegte den Kopf nicht, welcher zur Hälfte von einem vortrefflichen Sammetfragen verdeckt war; der reiche Herr hingegen lachte fortwährend, zog die Augenbrauen empor und zeigte das Weiße vom Auge. Der Poet Bodrjakow, ein Mann von ungeschicktem, wildem Aussehen, unterhielt sich in einem Winkel mit dem gelehrten Historiker Gwintow; sie hielten einander Beide an den Rockknöpfen fest. Neben ihnen saß ein Edelmann mit einer außerordentlich langen Taille einem anderen Edelmann irgend eine kühne Ansicht auseinandersetzen, und dieser sah ihm schüchtern auf die Stirn. An den Wänden saßen Mitter in bunten Hauben, in den Thüren drängten sich Menschen von gewöhnlichem Zuschnitt, die Jungen mit verlegenen, die Alten mit sanftmüthigen Gesichtern; Alles zu beschreiben ist jedoch nicht möglich. Wir wiederholen: Alles war wie es sich gehörte.

Nadeschda Alexejewna war noch vor Zpatow's gekommen; Vladimir Sergeitsch sah sie mit einem jungen Mann von angenehmem Neuheren, in frischemächtigem Frack, mit ausdrucksvollen Augen, feinem, schwarzem Schnurrbarte und glänzenden Zähnen, tanzen; eine goldene Kette hing im Halbbreite über seinen Magen. Nadeschda Alexejewna trug ein hellblaues Kleid mit weißen Blumen; ein kleiner Kranz von denselben Blumen umschloß ihren Lockenkopf; sie lächelte, spielte mit ihrem Fächer und schaute vergnügt um sich; sie fühlte sich die Königin des Balles. Vladimir Sergeitsch trat zu ihr, verbeugte sich, sah ihr verbindlich ins Gesicht und fragte sie, ob sie sich ihres gestrigen Versprechens erinnere?

„Welches Versprechens?“
„Sie tanzen doch mit mir die Mazurka?“
„Ja freilich tanze ich mit Ihnen.“

Der junge Mann, welcher neben Nadeschda Alexejewna stand, erröthete plötzlich.
„Mademoiselle,“ fing er an, „Sie haben wahrscheinlich vergessen, daß Sie mir früher schon die heutige Mazurka versprochen haben?“

Nadeschda Alexejewna schien verlegen.
„Ach, mein Gott!“ sagte sie, „wie soll es denn werden? Vergeben Sie mir, ich bitte, Monsieur Steltshinsky, ich bin so zerstreut, es thut mir gewiß sehr leid...“

Monsieur Steltshinsky antwortete Nichts und senkte die Wimpern; Vladimir Sergeitsch richtete sich hoch auf.

„Seien Sie so gut, Monsieur Steltshinsky,“ fuhr Nadeschda Alexejewna fort, „wir Beide sind zu alte Bekannte, Herr Astachow aber ist ein Fremder unter uns, bringen Sie mich nicht in Verlegenheit und erlauben Sie mir, mit ihm zu tanzen.“

„Wie Ihnen gefällig ist,“ erwiderte der junge Mann. „Die Reihe ist an Ihnen.“

„Ich danke!“ rief Nadeschda Alexejewna und flog ihrem Vis-à-vis entgegen.

Steltshinsky sah ihr nach und blickte dann auf Vladimir Sergeitsch. Dieser sah gleichfalls auf ihn und trat auf die Seite.

Die Française war zu Ende. Vladimir Sergeitsch ging im Saale auf und nieder, begab sich dann in den Salon und blieb an einem der Kartentische stehen. Plötzlich fühlte er, wie Jemand von hinten seine Hand berührte; er drehte sich um; Steltshinsky stand vor ihm.

„Auf ein paar Worte, wenn ich bitten darf, hier nebenan,“ sagte er ihm sehr höflich auf Französisch, mit einer nicht russischen Aussprache.

Vladimir Sergeitsch folgte ihm.

Steltshinsky blieb am Fenster stehen.

„Der Dame gegenüber,“ begann er in derselben Sprache, „konnte ich nichts Anderes thun, als was ich that, allein wie ich hoffe, werden Sie nicht glauben, daß ich in der That das Recht, mit Mademoiselle Veretiew die Mazurka zu tanzen, Ihnen abzutreten gedanke.“

Vladimir Sergeitsch war sehr verwundert.

„Wie?“ fragte er.

„Wie ich gesagt,“ antwortete Steltshinsky ruhig, schob seine Hand in den Busen und blies die Nasenlöcher auf. „Ich werde es nicht thun, und damit genug.“

Vladimir Sergeitsch schob ebenfalls seine Hand in den Busen, blies jedoch die Nasenlöcher nicht auf.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, hochgeschätzter Herr,“ fing er an, „daß Sie dadurch Mademoiselle Veretiew Unannehmlichkeiten bereiten können, und ich sehe voraus —“

„Das wäre mir selbst außerordentlich unangenehm, allein Niemand hindert Sie zu verzichten, sich krank zu stellen, wegzufahren —“

„Das werde ich nicht thun. Wofür halten Sie mich?“

„In diesem Falle werde ich Genugthuung von Ihnen verlangen müssen.“

„Wie meinen Sie das — Genugthuung?“

„In dem bekannnten Sinne.“

„Sie werden mich fordern?“

„Ja, wenn Sie nicht auf die Mazurka verzichten.“

Steltshinsky bemühte sich, diese Worte möglichst gleichgiltig auszusprechen. Vladimir Sergeitsch stieg das Blut zu Kopf, er sah seinem unbekanntem, unerwarteten Gegner ins Gesicht und dachte: Herr Gott, welch ein Unsin!

„Sie scherzen nicht?“ fragte er laut.

„Ich habe überhaupt nicht die Gewohnheit zu scherzen,“ sagte Steltshinsky mit wichtiger Miene, „zumal mit Personen, die mir fremd sind. Sie verzichten nicht auf die Mazurka?“

fragte er nach einem kurzen Schweigen.

„Ich verzichte nicht,“ sagte Vladimir Sergeitsch überlegend.

„Schön! Morgen schlagen wir uns.“

„Gut.“

„Morgen früh wird mein Secundant bei Ihnen sein.“ Höflich grüßend entfernte sich Steltshinsky, offenbar zufrieden mit sich selbst.

Vladimir Sergeitsch blieb noch einige Augenblicke am Fenster stehen.

Da haben wir es! dachte er, das hat man von neuen Kenntnissen! Wozu hatte ich nöthig herzukommen! Gut! treflich!

Dann begab er sich in den Saal zurück.

Im Saale wurde schon eine Polka getanzt. Maria Pawlowna blühte mit Peter Alexejewitsch, den er bis zu diesem Augenblicke nicht bemerkt hatte, vor seinen Augen vorüber; sie blühte und bogar traurig zu sein; hierauf flog Nadeschda Alexejewna, strahlend und freudig mit irgend einem kleinen Fremden, aber feurigen Artilleristen vorbei; die zweite Polka tanzte sie mit Steltshinsky. Dieser warf beim Tanzen seine Haare umher.

„Was, Väterchen,“ wurde hinter dem Rücken Vladimir Sergeitsch's die Stimme Zpatow's laut, „Sie schauen mich an und tanzen selbst nicht? Aber gestehen Sie, obgleich Sie Stillleben führen, so ist es doch auch bei uns recht schön, zum Teufel das Stillleben! dachte Vladimir Sergeitsch, und trat, eine Antwort murrend, auf die Seite.

Ich werde einen Secundanten suchen müssen — über er weiter — wo zum Teufel soll ich den finden? Veretiew, es nicht sein, und Andere kenne ich nicht. Weiß der Satana, das für eine Gelei ist!

Wenn sich Vladimir Sergeitsch ärgerte, brauchte er keinen Teufels Namen.

In diesem Augenblicke fielen seine Augen auf Ivan Zpatow die „Taschenleule“; derselbe stand unthätig am Fenster.

Sollte er es sein? dachte Zener, zuckte die Achseln, setzte laut hinzu: „Er wird es sein müssen!“

Dann näherte er sich Ivan Zpatow.

„Ich habe soeben ein seltsames Abenteuer erlebt,“ fing er mit gezwungenem Lächeln an, „stellen Sie sich vor, ein so kannter junger Mann hat mich gefordert. Es ist unmöglich davon loszusagen, und ich brauche einen Secundanten; was Sie es sein?“

Obgleich Ivan Zpatow durch eine unverwundliche Gültigkeit sich auszeichnete, war er doch von dieser außerordentlichen Summung höchst betroffen. Sprachlos fixirte er Vladimir Sergeitsch.

„Ja,“ wiederholte dieser, „ich würde Ihnen sehr verbunden sein, ich kenne sonst Niemand hier, Sie allein.“

„Ich kann nicht,“ sprach Ivan Zpatow, gleichsam aus Schlaf erwachend, „es ist mir ganz unmöglich.“

„Warum? Sie fürchten Unannehmlichkeiten? Indessen hoffe, daß dies Alles geheim bleiben —“

Zudem Vladimir Sergeitsch diese Worte sprach, fühlte er, daß er erröthete und sich verwirrte.

Wie dumm, wie fürchterlich dumm! jagte er sich in Gedanken, „Entschuldigen Sie, ich kann durchaus nicht!“ wieder Ivan Zpatow, schüttelte den Kopf und trat zurück, wobei er einen Stuhl umwarf.

Zum ersten Mal in seinem Leben gelang es ihm, eine abzuwischen! Die Bitte war aber auch danach.

„Sie werden mir wenigstens den Gefallen thun,“ sprach Vladimir Sergeitsch mit erregter Stimme und ihn bei der Hand fassend, „Niemand zu sagen, was ich Ihnen mitgetheilt; ich Sie ergebenst darum.“

„Das kann ich, das kann ich,“ erwiderte Ivan Zpatow hastig, „aber das Andere kann ich nicht. Ich bin es durchaus nicht im Stande.“

„Nun, gut, gut,“ sagte Vladimir Sergeitsch, „aber vergessen Sie nicht, ich rechne auf Ihre Discretion! — Ich werde mich diesem Herrn erklären, daß ich keinen Secundanten gefunden habe,“ murrte er ärgerlich bei sich, „mag er selbst die Bedingungen treffen, wie er will; ich bin hier fremd. Der Herr hat mich gezwikt, daß ich mich an diesen Bodrjakow gewöhne habe! Aber, was konnte ich denn Anderes thun?“

Vladimir Sergeitsch war sehr übler Laune.

Der Ball ging unterdessen seinen Gang fort. Vladimir Sergeitsch wäre gern gleich weggefahren, allein vor dem Ende der Mazurka war daran gar nicht zu denken. Wie sollte er gegen diesen Triumph bereiten? Zum Unglück für Vladimir Sergeitsch wurden die Tänze von einem ungezwungenen jungen Mann mit langen Haaren und eingefallener Brust angeführt, auf welcher sich eine schwarz-atlassene, von einer großen goldenen Nadel durchstochene Halsbinde wie ein kleiner Wasserfall hingelte. Dieser junge Mann galt in den Gouvernements für Menschen, welcher die Sitten und Regeln der großen Welt in die kleinsten Details studirt hätte, obgleich er nur sechs Wochen in Petersburg gelebt und niemals höher hinauf gedrungen, als in das Haus des Collegien-Rathes Sandaraki und das Schwagers, des Staatsrathes Kostandaraki. Auf allen Seiten führte er die Tänze an, gab den Musikanten durch Klatschen die Hände Zeichen, rief mitten in das Schmettern der Trommeln und das Winseln der Geigen hinein: „En avant deux!“ „grande chaine!“ oder „à vous, Mademoiselle!“ bleich und schaffement flog und stürzte, glitt und kratzte er auf dem Boden umher. Die Mazurka fing er nie vor Mitternacht an. „Und noch aus Barmherzigkeit,“ pflegte er zu sagen, „in Petersburg würde ich Euch bis zwei Uhr warten lassen.“

Vladimir Sergeitsch erschien der Ball unendlich lang, schlich wie ein Schatten im Saale und in dem Gastzimmer her und wechselte zuweilen einen kalten Blick mit seinem Gegner, der keinen Tanz ausließ. Er bat Maria Pawlowna um eine Française, allein sie war schon engagirt — und wechselte hin wieder einige Worte mit dem Wirth, der durch die Vängele, welche auf dem Gesichte seines neuen Gastes geschrieben waren, beunruhigt zu sein schien. Endlich erschallte die erwünschte Mazurka. Vladimir Sergeitsch suchte seine Dame auf, trug Stühle herbei und setzte sich unter die letzten Paare, Steltshinsky fast gegenüber.

In dem ersten Paar befand sich selbstverständlich der führende Herr. Mit welchem Gesichte er die Mazurka tanzte wie er seine Dame hinter sich herzog, wie er dabei mit dem Fuß stampfte und den Kopf emporstreckte — das Alles zu beschreiben übersteigt beinahe eine menschliche Feder.

„Mir scheint, Monsieur Astachow, Sie langweilen sich,“ Nadeschda Alexejewna plöblich zu Vladimir Sergeitsch gewandt.

„Ich? Durchaus nicht! Woraus schließen Sie das?“

„Aus Ihrem Aussehen. Sie haben, seit Sie hier sind, kein einziges Mal gelächelt. Ich habe das nicht von Ihnen

Es steht Euch positiven Männern schlecht, finster und menschlichen à la Byron anzusehen. Ueberlassen Sie das den Dichtern."

"Ich habe bemerkt, Nadeschda Alexejewna, daß Sie mich nicht mit einem gewissen Hohn einen positiven Menschen nennen. Sie halten mich wohl für das kälteste, vernünftigste Geschöpf, unabhängig für all' das — aber glauben Sie: einem positiven Menschen ist es oft sehr schwer ums Herz; er hält es nur nicht für notwendig, vor Anderen bloß zu legen, was da drinnen vorgeht; er zieht Schweigen vor."

"Was wollen Sie damit sagen?" fragte Nadeschda Alexejewna, ihn mit einem Blicke messend.

"Nichts," erwiderte Vladimir Sergeitsch mit scheinbarer Gleichgültigkeit und nahm eine geheimnißvolle Miene an.

"Doch?"

"Wirklich Nichts. Einmal werden Sie es erfahren; später."

Nadeschda Alexejewna wollte fortfahren zu fragen, in diesem Augenblicke aber führte ein junges Mädchen, die Tochter des Hauses, ihr Steltshinsky und einen andern Herrn mit blauer Brille vor.

"Leben oder Tod?" fragte die Dame auf Französisch.

"Leben!" rief Nadeschda Alexejewna. "Ich will den Tod nicht."

Steltshinsky verbeugte sich; sie ging mit ihm. Und der Herr in der blauen Brille, welcher "Tod" bedeutete, tanzte mit der Tochter des Hauses. Beide Worte waren von Steltshinsky gewählt worden.

"Sagen Sie mir doch, ich bitte, wer ist dieser Herr Steltshinsky?" fragte Vladimir Sergeitsch Nadeschda Alexejewna, sobald sie auf ihren Platz zurückgekehrt war.

"Er dient beim Gouverneur und ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, etwas 'fat' — aber das ist ihnen Allen im Blute. Er ist nicht von hier. Ich hoffe, Sie haben wegen der Mazurka doch keine Auseinandersetzungen mit ihm gehabt?"

"Durchaus nicht, ich bitte Sie," sagte etwas stockend Vladimir Sergeitsch.

"Ich bin so vergesslich! Sie können es sich nicht vorstellen!"

"Ich muß mich Ihrer Vergesslichkeit freuen. Ihr verdankte ich das Vergnügen, heute die Mazurka mit Ihnen zu tanzen."

"Tanzen Sie wirklich gern mit mir?"

Vladimir Sergeitsch antwortete mit einem Complimente. Er wurde endlich gesprächiger. Nadeschda Alexejewna war immer mehr hübsch und an diesem Abende erschien sie ihm besonders lieblich. Der Gedanke an den morgenden Zweikampf verließ seiner Rede Glanz und Leben, indem er seine Nerven aufregte; unter diesem Einflusse erlaubte er sich kleine Uebertreibungen im Ausdruck seiner Gefühle. "Es ist Alles Eins!" dachte er. Aus jedem seiner Worte, aus seinen verhaltenen Seufzern und plötzlich gemachten Blicken sprach etwas Geheimnißvolles, etwas unwillkürlich Trauriges, zugleich Hoffnungsloses. Er gelangte endlich auf den Punkt, daß er anfang von Liebe, von den Frauen, von dem Leben und von dem Schicksal fordere. Er drückte sich bildlich, in Andeutungen aus. Am Vorabende seines möglichen Todes betraute Vladimir Sergeitsch mit Nadeschda Alexejewna.

Sie hörte ihm aufmerksam zu, lächelte, schüttelte den Kopf, schritt mit ihm, stellte sich ungläubig. Das Gespräch, welches oft herantretende Herren und Damen unterbrochen wurde, nahm endlich eine etwas seltsame Wendung. Vladimir Sergeitsch hatte schon begonnen, Nadeschda Alexejewna über sie selbst, ihren Charakter, ihre Sympathien auszufragen. Sie suchte seine Fragen wegzuschütten und begehrte dann, sehr unerwartet für Vladimir Sergeitsch, zu wissen, wann er reise?

"Wohin?" fragte er erstaunt.

"Nach Hause."

"Nach Saffowo?"

"Nein, nach Hause, auf ihre Besitzung hundert Werst von hier."

Vladimir Sergeitsch schlug die Augen nieder.

"Ich möchte sobald wie möglich abreisen," sagte er mit beherzter Miene. "Ich denke morgen — wenn ich lebe. Ich habe ja Geschäfte! Allein, wie ist Ihnen so plötzlich diese Frage eingefallen?"

"Nur so!" erwiderte Nadeschda Alexejewna.

"Wie soll ich das verstehen?"

"Eben, nur so!" wiederholte sie. "Die Neugierde eines Mannes, der morgen abreist und heute meinen Charakter — nahm mich Wunder."

"Erlauben Sie," begann Vladimir Sergeitsch.

"Ach, à propos! Da lesen Sie," unterbrach ihn Nadeschda Alexejewna lachend und reichte ihm eine Confect-Devise hin, die sie eben von einem benachbarten Tischchen genommen hatte; sie schloß aber stand auf und ging Maria Pawlowna entgegen, welche mit ihr in den Tanz zu führen.

Maria Pawlowna tanzte mit Peter Alexejewitsch. Ihr Gesicht war geröthet, es glühte; allein sie sah nicht heiter aus.

Vladimir Sergeitsch blickte auf das Billet. Mit schlechten französischen Lettern stand gedruckt: Qui me néglige, me perd. Er erhob die Augen und begehrte dem auf ihn gerichteten Blicke Steltshinsky's. Vladimir Sergeitsch lächelte gezwungen, legte den Arm über die Lehne des Sessels und schlug die Beine übereinander: Da hast Du es!

Der feurige Artillerist fauste mit Nadeschda Alexejewna zu ihrem Stuhle heran, drehte sich vor Vladimir Sergeitsch mit ihr herum, verbeugte sich, klorierte mit den Sporen und ging. Sie schüttelte sich.

"Erlauben Sie mir zu fragen," fing Vladimir Sergeitsch in abgebrochener Rede an, "wie soll ich das Billet... verstehen?"

"Was stand doch darauf?" fragte Nadeschda Alexejewna.

"Ach ja! Qui me néglige, me perd. Nun, das ist eine herrliche Lebensregel, die man sich auf jedem Schritte zu Nutzen machen kann. Um irgend Etwas zu erreichen, darf man Nichts vernachlässigen, man muß nach Allem streben, vielleicht erreicht man doch Etwas. Aber es ist lächerlich, ich, ich rede Ihnen, einem praktischen Manne, von Lebensregeln!"

Nadeschda Alexejewna lachte auf, und Vladimir Sergeitsch schüttelte sich bis zum Ende der Mazurka vergebens, das frühere Gespräch wieder aufzunehmen; sie entwand sich ihm mit dem eigenwilligen eines launischen Kindes. Er redete ihr von seinen Hoffnungen, und sie antwortete entweder gar nicht oder leitete seine Hoffnungen auf die Kleidung der Damen, die lächerlichen Besäufnisse der Herren, die hübsche Art, wie ihr Bruder tanzte; er sprach von Maria Pawlowna's Schönheit, von der Musik, dem geistigen Abend, von Jegor Kapitontsch und seiner Gemahlin Matriona Markowna — und erst ganz am Ende der Mazurka, als Vladimir Sergeitsch sich vor ihr verbeugte, sagte

sie mit einem ironischen Lächeln um die Lippen und um die Augen:

"Sie sind also entschlossen, morgen abzureisen?"

"Ja, und ich mache vielleicht eine sehr weite Reise," sprach Vladimir Sergeitsch bedeutungsvoll.

"Nun, ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise!"

Und Nadeschda Alexejewna näherte sich schnell ihrem Bruder, flüsterte ihm heiter Etwas ins Ohr und fragte dann laut:

"Bist Du mir dankbar? Ja? Nicht wahr? Sonst hätte er sie zur Mazurka engagirt."

Er zuckte die Achseln und meinte:

"Es wird doch Nichts dabei herauskommen."

Sie führte ihn weg, in den Salon.

Koferte! dachte Vladimir Sergeitsch, griff nach seinem Hüte, glitt unbemerkt aus dem Saale und suchte seinen Diener auf, dem er schon früher Befehl gegeben hatte, sich bereit zu halten; eben zog er seinen Paletot an, als der Diener ihm zu seinem höchsten Erstaunen erklärte, daß er nicht fahren könne, indem sein Kutscher sich wer weiß auf welche Weise betrunken habe, so daß keine menschliche Macht ihn zu wecken vermöge. Nachdem er über den Kutscher ungewöhnlich kurz, aber außerordentlich kräftig sich ausgesprochen (dieses fand im Vorzimmer und vor Zeugen Statt) und seinem Diener erklärt hatte, daß, wenn der Kutscher morgen bei Tagesanbruch nicht zur Stelle wäre, Niemand auf der Welt sich einen Begriff davon machen könne, was dadurch entstehen würde — kehrte Vladimir Sergeitsch in den Saal zurück und bat, ohne das Abendessen abzuwarten, zu dem im Salon bereits Anstalten getroffen wurden, den Haushofmeister, ihm ein Zimmer anzuweisen. Allein unter seinem Ellenbogen wuchs der Hausherr gleichsam aus der Erde hervor (er trug Stiefel ohne Absätze und bewegte sich daher ohne Geräusch) und wollte ihn zurückhalten, ihm versichernd, daß beim Abendessen Caviar der ersten Sorte gereicht werden würde; Vladimir Sergeitsch machte sich jedoch los, indem er Kopfweg vorgab. Eine halbe Stunde später lag er in einem kleinen Bettchen, unter einer kurzen Decke und mühte sich einzuschlafen.

Allein es gelang ihm nicht. Wie er sich auch von einer Seite auf die andere drehte und seinen Gedanken eine andere Richtung geben mochte, die Figur Steltshinsky's stieg immer wieder vor seinen Augen auf — jetzt zielte er — jetzt schloß er — und eine Stimme sprach: "Astachow todt." Vladimir Sergeitsch konnte gerade kein Held genannt werden, doch war er auch nicht feige; aber auch nur der Gedanke an einen Zweikampf war ihm noch nie durch den Sinn gegangen. Sich schlagen! mit seiner Vernunft, seinen friedlichen Neigungen, seiner Achtung vor allem Schickslichen, seinen Träumen von zukünftigem Wohlergehen, von einer vortheilhaften Partie! Wenn es sich nicht um ihn selbst gehandelt hätte, so hätte er laut gelacht, so albern und komisch erschien ihm diese ganze Geschichte. Sich schlagen! Mit wem und weshalb?!

"Teufel! Welch ein Unsin!" rief er unwillkürlich laut.

Nun, und wenn er mich wirklich erschießt? fuhr er in seinen Grübeleien fort, ich muß doch meine Maßregeln treffen, Dispositionen machen — wer würde mich betrauen?

Und er schloß verdrießlich seine weit-offenen Augen, zog die Decke bis an den Hals, konnte aber dennoch nicht einschlafen.

Die Morgenröthe wachte bereits am Himmel, und ermüdet von der fieberhaften Schlaflosigkeit verfiel Vladimir Sergeitsch endlich in Schummer, als er plötzlich eine Last auf seinen Füßen empfand. Er öffnete die Augen — Beretiew saß auf seinem Bette.

Vladimir Sergeitsch war äußerst verwundert, zumal als er bemerkte, daß Beretiew ohne Rock war, daß sein aufgeklopftes Hemd die bloße Brust sehen ließ, die Haare ihm ins Gesicht hingen, und sein Gesicht selbst wie verändert erschien. Vladimir Sergeitsch erhob sich in seinem Bette.

"Darf ich fragen —" fing er die Hände ausstreckend an.

"Ich bin zu Ihnen gekommen," sagte Beretiew mit heiserer Stimme, "vergeben Sie diesen Aufzug — wir haben dort unten etwas getrunken. Ich habe Sie beruhigen wollen. Ich sprach zu mir: Da liegt ein Gentleman, der wahrscheinlich keinen Schlaf hat, ich will ihm helfen. — Hören Sie: Sie schlagen sich morgen nicht und können schlafen."

Vladimir Sergeitsch's Erstaunen wuchs.

"Was sagten Sie da?" murmelte er.

"Ja, es ist Alles beigelegt," fuhr Beretiew fort, "dieser Herr von den Ufern der Weichsel — Steltshinsky läßt sich bei Ihnen entschuldigen — Sie werden morgen einen Brief erhalten — ich wiederhole Ihnen, es ist Alles beigelegt, schlafen Sie!"

Bei diesen Worten stand Beretiew auf und ging unsicheren Schrittes der Thüre zu.

"Aber, erlauben Sie mir, erlauben Sie," rief Vladimir Sergeitsch. "Wie haben Sie erfahren können, und wie kann ich glauben —"

Beretiew sah ihn an.

"Ach, Sie denken, weil ich — ich (und er schwankte leicht) ... ich sage Ihnen — er wird Ihnen morgen einen Brief senden — Sie erwidern in mir gerade keine besondere Sympathie, allein Großmuth ist meine schwache Seite. Doch, was ist darüber zu reden — 's ist ja Alles Blödsinn — aber gestehen Sie," fügte er mit den Augen zwinkernd hinzu, "Sie waren etwas in Furcht gejagt? Was?"

Vladimir Sergeitsch ärgerte sich.

"Erlauben Sie mir endlich, hochgeschätzter Herr," sagte er. "Nun, nun, 's ist ja gut," unterbrach ihn Beretiew mit einem gutmüthigen Lächeln. "Erhüten Sie sich nicht. Sie wissen ja nicht, daß bei uns nie ein Wall ohne dergleichen abgeht. Das ist schon so eingeführt. Folgen hat es niemals. Wer möchte denn seine Stirn entstellen! Nun, und warum sollte man denn nicht etwas großthun? vor einem Fremden zum Beispiel? In vino veritas. Weder Sie noch ich verstehen übrigens Lateinisch. Ich sehe es Ihnen jedoch an, daß Sie schlafen wollen, und ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, Sie wohlgejunter Sterblicher und positiver Mensch. Nehmen Sie diesen guten Wunsch von einem anderen Sterblichen an, der selbst keinen Groschen werth ist. Addio, mio caro!"

Und Beretiew ging hinaus.

"Weiß der Teufel! was nun das wieder ist!" rief Vladimir Sergeitsch nach einer kleinen Weile, mit der Faust auf sein Kopfkissen schlagend. "Das geht durchaus nicht an! — Das werde ich aufklären! Ich leide das nicht!"

Bei alle dem aber schlief er fünf Minuten darauf schon einen festen, sanften Schlaf. Es war ihm leicht ums Herz geworden. Eine vorübergezogene Gefahr ist süß und erweicht das Gemüth des Menschen.

Folgendes war der unerwarteten, nächtlichen Zusammenkunft Beretiew's mit Vladimir Sergeitsch vorangegangen:

Bei Gabriel Stephanowitsch im Hause lebte ein weitläufiger Neffe von ihm und nahm eine Junggefallen-Wohnung in dem untersten Stocke des Hauses ein. Wenn Wälle Statt fanden, pflegten die jungen Leute zwischen den Tänzen schnell zu ihm hinunter zu laufen, um einen "Schalow" zu rauchen, und nach dem Abendessen versammelte man sich bei ihm zu einem freundschaftlichen Trünke. In jener Nacht hatte er zahlreichen Besuch. Steltshinsky und Beretiew waren darunter; auch Ivan Iljitsch, die "Taschenschee", hatte sich mit den Anderen eingeschlichen. Es wurde ein starker Ransch gemacht. Obgleich Ivan Iljitsch Herrn Astachow versprochen hatte, von dem bevorstehenden Zweikampfe Niemand Etwas zu sagen, so konnte er, als Beretiew ihn zufällig fragte, worüber er mit jenem Saueropfe (Beretiew nannte Astachow nicht anders) gesprochen habe, doch nicht umhin, Jenem sein ganzes Gespräch mit Vladimir Sergeitsch Wort für Wort mitzutheilen.

Beretiew lachte und wurde nachdenkend.

"Mit wem schlägt er sich?" fragte er.

"Das kann ich nicht sagen," erwiderte Ivan Iljitsch.

"Wissen Sie wenigstens, mit wem er gesprochen hat?"

"Mit verschiedenen Personen — mit Jegor Kapitontsch. Sollte er sich mit ihm schlagen?"

Beretiew ließ Ivan Iljitsch stehen.

Also, es wurde Ransch bereitet, und man fing an zu trinken. Beretiew saß an einem hervorragenden Plaze; heiter und lebhaft, präsidirte er stets in den Versammlungen junger Leute. Er warf Rock und Halsstuch ab. Man bat ihn zu singen; er nahm die Guitarre und trug einige Lieder vor. Allmählig erhitzten sich die Köpfe, man brachte Toaste aus. Mit geröthetem Gesichte sprang Steltshinsky plötzlich auf den Tisch und, sein Glas hoch über den Kopf hehend, rief er laut:

"Ich trinke — ich weiß auf wessen Gesundheit," unterbrach er sich, leerte das Glas, zerbrach es am Boden und fügte hinzu: "So möge morgen mein Feind vor mir zerschellen!"

Beretiew, der ihn schon längst beobachtete, hob rasch den Kopf.

"Steltshinsky," sagte er, "erstens steige vom Tische herab; das schickt sich nicht, zudem hast Du ganz abischenliche Stiefel an. Zweitens komme einmal zu mir her, ich habe Dir Etwas mitzutheilen."

Er führte ihn auf die Seite.

"Höre einmal, Bruder, ich weiß, daß Du Dich morgen mit diesem Gentleman aus Petersburg schlagen willst."

Steltshinsky fuhr zurück.

"Wie — wer hat es gesagt?"

"Ich sag' es Dir. Und ich weiß auch, weshalb Du Dich schlägst."

"Das wäre? Ich bin neugierig, es zu erfahren."

"Ach, Du Talleyrand Du! Natürlich um meiner Schwester willen. Nun, stelle Dich nicht so erstaunt an, das verleiht Deinem Gesichte einen Gänseausdruck. Ich kann mir nicht denken, wie das zwischen Euch so gekommen ist, allein es ist so. Laß das, Bruder!" fuhr Beretiew fort, "wozu renommirst Du? Ich weiß, daß Du ihr längst schon den Hof machst."

"Das beweist noch nicht —"

"Schweig," ich bitte Dich. Höre einmal, was ich Dir jetzt sagen will. Ich gebe dieses Duell unter keiner Bedingung zu. Versteht Du mich? Diese ganze, dumme Geschichte würde auf meine Schwester zurückfallen. Entschuldige: so lange ich am Leben bin, wird das nicht geschehen. Wir Beide werden verderben — unser Weg führt uns dahin — sie aber soll noch lange leben und glücklich leben. Ja, ich schwöre es!" fügte er mit aufsteigender Wärme hinzu, "alle Andern, selbst Diejenigen, welche zu den größten Opfern für mich bereit wären, mögen hinsahren — ihr aber soll Niemand auch nur ein Härchen krümmen."

Steltshinsky lachte gezwungen:

"Du bist berauscht, mein Lieber, und phantastirt... das ist Alles."

"Und Du? Bist Du es etwa nicht? Aber berauscht oder nicht berauscht, das ist durchaus einerlei. Ich spreche in vollkommenem Ernste. Du wirst Dich nicht mit diesem Herrn schlagen, ich stehe dafür. Wer plagte Dich doch, mit ihm anzubinden? Wurdest wohl eifersüchtig? nicht? Es ist doch wahr, daß alle Verliebte eifersüchtig sind! Und sie hat mit ihm ja bloß getanzt, damit es ihm nicht einfiele — doch, darum handelt es sich jetzt nicht. Also — dieses Duell wird nicht Statt finden."

"Hm! Ich möchte doch sehen, auf welche Weise Du mich daran verhindern wirst."

"Indem ich mich selbst mit Dir schlagen werde, wenn Du mir nicht sogleich Dein Wort gibst, von jener Forderung abzusehen."

"Als wenn Du das thun würdest!"

"Lieber, zweifle nicht daran. Ich werde Dich, mein dieser Freund, gleich hier vor Allen in der ausgedehntesten Weise beleidigen, und dann — über das Tuch! Ich glaube, das wäre Dir aus vielen Gründen unangenehm. Wie?"

Steltshinsky brauste auf, nannte das eine Intimidation, sagte, daß er Niemand gestatte, sich in seine Angelegenheiten zu mischen, daß er auf Niemand Rücksicht nehmen würde — und endigte damit, daß er sich ergab und auf alle Versuche, nach dem Leben Vladimir Sergeitsch's zu trachten, verzichtete. Beretiew umarmte ihn, und ehe eine halbe Stunde vorüber war, hatten sie zum zehnten Male Brüderchaft, d. h. Arm in Arm getrunken. Auch der junge "Reigenführer" trank Brüderchaft mit ihnen und war Anfangs unzertrennlich von ihnen, schlief aber endlich in der allerunschuldigsten Weise ein und lag lange in einem Zustande vollkommener Bewußtlosigkeit da. Der Ausdruck seines kleinen, blassen Gesichtes war wirklich lächerlich und kläglich zugleich. Gott! was hätten die vornehmen Damen, seine Bekannten, gesagt, wenn sie ihn in dieser Erniedrigung gesehen hätten! Zu seinem Glücke kannte er aber keine einzige vornehme Dame.

Auch Ivan Iljitsch zeichnete sich in dieser Nacht aus. Zuerst setzte er die Gäste in Erstaunen, indem er plötzlich sang: "Es lebte einst ein Herr Baron."

"Der Fichtenkernbeißer! der Fichtenkernbeißer singt," riefen Alle, "seit wann singt denn ein Fichtenkernbeißer in der Nacht?!"

"Als wenn ich nur dieses eine Lied kannte!" erwiderte Ivan Iljitsch, vom Weine erhitzt, "ich kenne auch noch andere."

"Nun, so zeige uns Deine Kunst."

Ivan Iljitsch schwieg eine Weile und stimmte dann mit einer Bassstimme "Krambambuli der Väter Erbe" an, aber so falsch und sonderbar, daß ein Ausbruch allgemeinen Gelächters seine Stimme sogleich übertönte, und er verstummte.

Nachdem man sich getrennt hatte, war Veretiew zu Vladimir Sergeitsch gegangen, und es hatte zwischen ihnen das bereits mitgetheilte Gespräch stattgefunden.

Am andern Morgen, sehr früh schon, fuhr Vladimir Sergeitsch nach Saffowo. Er brachte den ganzen Vormittag in großer Aufregung zu, hätte beinahe einen Handlungsreisenden, der bei ihm vor sprach, für einen Secundanten angesehen und beruhigte sich erst, als ihm sein Diener einen Brief von Steltshinsky überreichte. Vladimir Sergeitsch las den Brief mehrmals durch, derselbe war sehr geschickt abgefaßt. Steltshinsky fing mit den Worten an: „La nuit porte conseil, Monsieur —“ er entschuldigte sich nicht, denn er war der Meinung, seinen Gegner durch Nichts beleidigt zu haben, gestand jedoch, am Abende vorher etwas zu heftig geworden zu sein, und schloß mit der Erklärung, daß er die Angelegenheit ganz in Mr. Astachof's Hand lege, daß er jedoch keine Genußnahme mehr wünsche. Nachdem Vladimir Sergeitsch die Antwort abgefaßt und fortgeschickt, in welcher übertriebene Höflichkeit und ein Gefühl von Würde, das nicht ohne Großthun war, sich bemerkbar machten, setzte er sich, die Hände reibend, mit großem Vergnügen zu Tische, aß mit Appetit und reiste dann sogleich, Vorspann vorausschickend, nach Hause.

Sein Weg führte ihn eine Werst von der Besikung Zpatow's vorüber. Vladimir Sergeitsch sah nach jener Richtung und sagte spöttisch vor sich hin:

„Lebewohl, silles Nest!“

Die Bilder Nadeschda Alexejewna's und Maria Pavlowna's stiegen einen Augenblick vor seiner Phantasie auf. „Wah!“ sagte er, wandte sich ab und schlief ein.

(Schluß folgt.)

Alt La Roche.

Von Ida von Düringsfeld.

„Alt La Roche“ war einst jung und hieß Marie Sophie von Gutermann. Tochter von Georg Friedrich Gutermann, Edlem von Guttershofen, und einer Scheidlin aus Memmingen, wurde sie am 6. December 1731 zu Kaufbeuren im Algau geboren und am 27. December 1753 mit dem kurmainzischen Hofrath Georg Michael Frank von La Roche vermählt; sie hatte von ihm acht Kinder, verlor ihn durch den Tod am 21. November 1788 und starb selbst am 18. Februar 1807.

Das sind die Daten ihres Lebens, wie man sie auf einem Grabstein oder in einer Familienbibel suchen und finden könnte. Zwischen ihnen zieht ihr Leben selbst sich hin, ein reiches, ebenso reich an Blüthen wie an Dornen.

Als Sophie von Gutermann hat „Alt La Roche“, wie unsere Leserinnen wissen werden, eine Rolle im Jugendleben Wieland's gespielt.

Wieland wurde von Sophien geliebt, er war ihre zweite Liebe: sie hieß für ihn Doris und Muse, sie verlobte sich mit ihm und wollte ihn heirathen, wenn er erst genug haben würde, um sie ernähren zu können. Es gab also einen Roman zwischen Wieland und Sophien, aber die zwei Jahre, während welcher er spielte, machten nur eine Episode in ihrem Leben, nicht ihr ganzes Dasein aus. Dieses wurde später von völlig anderen Empfindungen und Bestrebungen ausgefüllt, nicht von der sentimentalen Erinnerung an Wieland. Daß Sophie in einzelnen Stunden mit dieser Erinnerung liebäugelte, glauben wir gern; es war das empfindsame Schulbündel. Sophie war aus der Zeit, wo die Jünglinge, wenn Abends im Lenz die Nachtigall schlug, einander an die Brust stürzten und gemeinschaftlich mit „heiligen Zähnen“ den Mond anweinten. Wenn Männer dergleichen vornahmen, was sollte da eine Frau thun? Sie seufzte, wenn sie dem früheren Geliebten und jetzigen Freunde schrieb, sie frug ihn, ob er ihrer beiderseitigen Jugend gedachte, sie sagte: „Oh, Wieland, ich muß Sie noch ein Mal wiedersehen!“ Sie wollte mit ihm nach Italien. Aber trotz alledem war Sophie viel mehr, als die Doris Wieland's, sie war Gattin, Mutter, Freundin, Schriftstellerin, und Alles mit vollem Herzen und voller Seele.

Zu Achaffenburg, der früher kurmainzischen Stadt, befindet sich in der Webergasse ein dunkles, heimliches Haus. Wenn man den Hof betritt, welcher es von der Straße scheidet, ist's, als läge eine vergangene Zeit friedlich vor einem. Die gleiche Empfindung begleitet uns die fähle Treppe hinauf in die Reihe der dämmerigen Zimmer, deren Fenster auf und über den Main blicken. Das Haus gehört den Brentano's; die Kinder Maximilianens, die Enkel Sophiens haben es bewohnt. Bettina hat hier vor dem Kamin auf dem Fußboden gelegen, Clemens Brentano ist hier gestorben, Christian hat von hier aus die Werke seines Bruders herausgegeben und sie seinen Schwestern gewidmet. Jetzt wohnt nur seine Wittve noch hier und versammelt von Zeit zu Zeit die in der Welt zerstreuten Kinder im Hause des Vaters. Als wir einige Monate lang in Achaffenburg arbeiteten, theilte der jüngste Sohn allein die Einsamkeit der Mutter und kam bisweilen die Dunkelstunde mit uns verplaudern. So erzählte er mir eines Abends von einem mächtigen Stoß Briefe, den er zufällig aufgefunden habe, Briefe der Urgroßmutter, „sehr langweilig“, wie der Fünfundzwanzigjährige hinzusetzte. Ich habe eine Leidenschaft für authentische, vergilbte Briefe, selbst wenn sie von unbedeutenden Personen herrühren: um so mehr wünschte ich die Sophiens zu durchstöbern. Lujo Brentano brachte mir „den Stoß“. Derselbe war umfangreich, und die Briefe lagen alle durcheinander, aber langweilig waren sie nicht; ich ordnete sie chronologisch, las sie durch und wagte dann die Bitte, sie benutzen zu dürfen. Auf die lebenswürdigste Art wurde mein Ansuchen gewährt, und diese Briefe sind es, aus denen uns ein wahres, unverstümmeltes Bild von Sophie de la Roche entgegen treten soll, wie sie in den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens war.

Die Briefe sind sämmtlich an den Geheimrath Peterfen geschrieben, welcher am Darmstädter Hofe eine vertrauliche und einflußreiche Stellung eingenommen haben muß. Näheres über ihn zu erfahren, bot sich mir keine Gelegenheit — ich hörte nur, er sei Erzieher beim Erbprinzen gewesen. Sicher ist es, daß er 1809 in den Freiherrnstand erhoben wurde, indem ein Brief vorliegt, in welchem Prinz George von Hessen ihm als sein „herzlichster Freund“ Glück zu seiner Standeserhöhung wünscht. Dieses Schreiben mag sich unter die Briefe verloren haben, welche die Brentano's von einem Peterfen in Achaffenburg zurück erhielten. Von Peterfen selbst befindet sich keine Zeile dabei.

Der erste der Briefe ist noch aus Speyer, wohin La Roche sich zurückgezogen hatte, als er 1780 seines Freimuthes wegen vom Kurfürsten von Trier, in dessen Diensten er stand, in Un-

gnaden entlassen worden war. Sophie war damals noch nicht „Alt La Roche“, wie sie sich später in den Briefen an Peterfen so drollig rührend unterzeichnete, und doch sieht man, daß die Fünfzigjährige schon gänzlich aufgehört hatte, Wieland's Doris zu sein, und nur noch an ihre Söhne und ihre Bücher dachte. Nebenbei bemerke ich, daß ich es mir zum Geseg gemacht habe, weder im Stul, noch in der Recht- (oder Unrecht-) schreibung, die Interpunction inbegriffen, auch nur das Geringste zu verbessern.

Speyer d. 26 Fbr 1782.

„Mit einer großen Lust, Sie noch immer wegen der eile zu Zanten, mit welcher Sie uns verlassen, will ich Ihnen doch eine menge von Bitten und Wünschen anvertrauen.“

Sie sollen dem Herrn Pffel sagen, wie innig ihn mein ganzes Herz verehrt und liebt — wie oft ich ihn Segne — u wie sehr ich mich über den anschlag freue, dieses Jahr mit meinen Zweg guten jüngern Söhnen und unserm vortreflichen Reector Hutten eine reise nach Colmar zu machen, um den, meiner Seele so Ehrwürdigen Mann bey der urne des Socrate zu sehen, u zu sprechen, ihn meinen Söhnen zu Zeigen u ihn zu bitten, daß Er seine Hand auf ihren Kopf lege — weil sie doch da sie eatolisch sind, nicht bey ihm bleiben können — dann werde ich auch Sie und Verse sehen, Ihnen viel von Ihren rechtshafenen Brüdern sagen, die ich kenne, u von Ihrer Liebenswerthen Schwester Henriette, die ich diesen Winter öfter bey mir sah — Herr Verse u ich sprechen dann auch von Göthe — und das alle wird einen schönen Tag in dem Herbst meines Lebens machen, und Sie werden sich freuen, daß ich es Ihnen vorausschrieb, wünschen Sie nur indessen, daß wir alle wohl bleiben — und hören jetzt einen Gedanken, der vielleicht nur einer Grille ähnlich ist.

Herr Wieland brachte mich zu der unternehmung Moralsche erkälungen zu schreiben — ich habe ihrer 6 beyamen (den die 2 in dem Merkur Zäle ich nicht mehr) — dieß soll nun die letzte unternehmung meiner Feder seyn — u auf Soucription mit Kupfern gedruckt werden, um meinen Zweg Lieben jüngern Söhnen ein kleines andeken von ihrer Mutter zu lassen, den ich habe dem La Roche kein andres vermögen Zugebracht, als dieß, was meine erhaltene erziehung meinem Herzen an empfindung für das gute gaab — diese Erzählungen wünschte ich dem würdigen Pffel bekant zu machen, eh sie gedruckt werden, weil mir der Beyfall seines Geists u seiner edlen Seele für den Beyfall aller guten Bürge wäre — u dann wünschte ich auch von ihm beurtheilt zu wissen ob eine übersezung in das französische meiner absicht auch vortheilhaft seyn würde — darüber mein werther junger Freund schreiben Sie

Ihrer Dienerin Sophie La Roche.“

Aus den Jahren 1784, 85 und 86, den drei großen Reisejahren Sophiens, liegen uns keine Mittheilungen vor, ebenso wenig aus dem ersten Jahre in Offenbach, wo La Roche sich gegen Ende 1786 niedergelassen hatte. Erst aus dem folgenden Herbst findet sich die Empfehlung eines der beiden Humbolde.

Offenbach d 27 7br 1788.

„Theure Edle Freunde Petersen! nehmen Sie doch den Herrn von Humbold aus Berlin mit Güte auf — Er verdient es aus aller absicht — und ich wünsche sehr daß Er Sie würdige Brüder Kenne — Ich bin mit verErung, und Freundschaft

Ihre Dienerin La Roche.“

Es wird hier zuerst ein Bruder Peterfen's erwähnt, der in Darmstadt Hofprediger war und von Sophie sehr geschätzt wurde. Der nächste Brief bezieht sich auf den Verlust ihres Mannes, welcher am 21. November dieses Jahres starb.

Offenbach d 1 xbr 1788.

„Ich schreibe Ihnen spat, mein Theurer Herr Rath über den wirklich unvermutheten Tod meines werthen verdienstvollen Mannes — den ich dachte ihn gewiß den winter durchleben zu sehen — so wohl war er nach den umständen, als ich von Darmstadt kam — aber er litte viel und einen schrecklichen Todes Kampf, der mich lange und noch stark rühren wird — ich bate um seine auflosung, ich danke Gott, als man mir den letzten Pulsschlag anfrage — Er hat eine verdienst und müßvolle Laufbahn beschloßen, und ruht in den armen des Ewigen Friedens — Er schmerzt unendlich der riß eines 35 Jahr gebauerten Bandes.

Gott lohne sein verdienst und vergebe denen, die ihn mißhandelten.

Sagen Sie Hrn. Merk meine Emphelung — Hr. Bruder auch viel, ich bin noch in einer art Betäubung, aber Ihre Freundin voll Hochachtung wie immer

Sophie La Roche.“

Obgleich, diesem Schreiben nach zu schließen, Sophie den Tod ihres Gatten mit einer gewissen Gelassenheit aufgenommen zu haben scheint, obgleich es klingt, als habe sie in ihm nur einen langjährigen Gefährten und geschätzten Freund verloren, so fehlt ihr der klare, charaktervolle Mann in der Folge doch weit mehr, als sie selbst es sich bewußt ist. Sie erscheint ohne seine Stütze gleichsam haltlos, bricht, um so zu sagen, in eine krankhafte Thätigkeit aus und muß den verehrten Peterfen, so warm er sie auch wieder verehrt haben möge, mit ihren unaufhörlichen Bitten, Wünschen, Vorschlägen und Plänen bisweilen unfehlbar nervös gemacht haben. Es ist ganz unglücklich, was sie Alles will, und was er Alles soll. Zuerst ist er ihr literarischer Gewissensrath geworden. Dem letzten Werke sind, wie zu erwarten stand, mehr und mehr neue gefolgt, und Peterfen muß sie lesen und sich auch sonst noch ihrer annehmen. Sophie schreibt ihm den 2. Juli 1789: „Hier, mein würdiger Freund! 24 bestellte Ex — der Miss Lony u 1 Zum andeken für die Müße, welche die Waife und ihre Mutter gaaben. Dank dafür — und Tausend Dank für das Durchlesen der Briefe über Mannheim — aber! mein gütiger Freund! hat nicht ein günstiges vorurtheil sie zu einem zu günstigen urtheil verleitet? ich wäre zu glücklich, wenn es gerechtigkeit wäre.“ — Am 14. Januar 1791 erzählt sie: „meine Kojale ruft um das Ende ihrer Geschichte.“ und am 30. desselben Monats schickt sie die „Mannheimer Briefe“, bittet um die Recension des „Herrn Bruders“ und zeichnet zum ersten Male „die alte La Roche“, während wir vorher nur „die alte Dame La Roche“ oder „die alte Sophie La Roche“ hatten. Am 28. Februar dieses Jahres endlich äußert sie in Bezug auf „des Herrn Bruders Recension“: „ich hofe er handelt nach der Schrift ohne anfehen der Person.“

Diese aufrichtige Bescheidenheit bei dem großen Beifall, welchen ihre Arbeiten unlegbar erwarben, ist einer von den lebenswürdigsten Zügen in Sophiens Charakter und mag den Freund mit der Zumuthung versöhnt haben, sich mit den Manuscripten bemühen zu müssen. Aber die unermüdlige Geschäftigkeit für Andere, an welcher Sophie ihn unablässig theilzunehmen nöthigte

— ob sie vermocht haben mag, ihn auch dafür zu entschädigen, bald handelt es sich um seine Schwester Christiane, welche lich und zu Offenbach in einem Kosthause war. Er soll ihr haben und sie trösten, und er soll kommen und sie erfreuen ist eine immerwährende Noth um Christiane. Für eine „Madame d'Oleire“ wünscht Sophie einen Platz bei einer Erbprinzenin und ein anderes Fräulein, „die gute liebe Piquot“, soll aus Hofdame bei der „Prinzess von Taxis“ werden. Der Graf von Darmstadt soll auf eine große von Prestel geitete Landschaft subscribiren, er soll ein Damenstift „aus dem Casselschen“ ins Darmstädtsche hinüberkommen lassen und im Schloß einquartieren, er soll dasselbe Schloß Pffel „für militaire Schule“ überweisen, den Prinz George von Hessen die Prinzessin Caroline von Braunschweig heirathen, und den sen, der „edle gute Mann“, der „einzig geliebte Freund“, das Alles zuwege bringen helfen und soll noch überdies scheinlich zu seiner Erholung nach so vielen Anstrengungen Sophien ins Bad reisen.

Es ist kaum nöthig zu sagen, daß keiner von all diesen glückseligkeitswünschen sich verwirklichte. Sophie hatte dem Wort nach buchstäblich „zu viele Eisen im Feuer“ — sie konnte nicht warm werden. Nur Eins glückte ihr; es war, was ihr meisten am Herzen lag: die Anstellung ihres jüngsten Sohns Franz im Darmstädtschen. Wenn Goethe zu Sophiens Zeit in Ehrenbreitstein den Eindruck von ihr empfing: es geht Nichts recht nahe, wirklich im Herzen erfaßt sei sie nie mehr außer von ihren Söhnen, so ist das sicherlich der richtige Eindruck gewesen. Auch in ihrem Briefwechsel zeigt sie sich wohlwollend, ja, zärtlich gesinnt für viele Personen, leidenschaftlich ergötzt und bewegt erscheint sie nur, wo es sich um Franz und seine Kunst handelt. In den Bittschreiben, mit denen sie Peterfen bedrängt, hören wir das Herz Sophiens wirklich klopfen und zugleich liefern sie einen originellen Beitrag zur Geschichte der „Standesvorurtheile“, man glaubt Belege zur geschichtlichen Wahrheit von „Kabal und Liebe“ zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)

William Shakespeare.

In dieser Zeit der Thatfachen, unter dem von Unmühevollheit und Nützlichkeitsideen getriebenen Geschlechte, dieser von grellem, schonungslosem Lichte erhellen Welt ist die Muse nicht Raum. Ueber den Künstler — denn Künstler Talente werden nach wie vor geboren werden — über den Künstler, welcher, die Erinnerung und Anhänglichkeit an Ideale früherer Tage im Herzen, die Kunst um ihrer willen liebt und pflegt, braust der Sturmwind der weniger besaiteten Zeitgenossen ohne Erbarmen hinweg. Was geht galt, ist heute schon überwunden, verlästert oder — schlammig noch — vergessen. Macht zu erringen ist das Endziel Aller, Einzelnen wie der Körperschaften, mögen sie nun nach Ruhm oder Ruhm jagen. Geben wir der Zeit ihr Recht! Nicht von Uebel scheint es zu sein, hin und wieder in den Namen gewisse Namen zu rufen, an welche andere Vorstellungen knüpfen, als das heutige Getriebe zu wecken pflegt, die jener großen Genien, welche in der eigenen Brust eine Welt erbauten, eine Welt des Schönen, eine nicht vom Zufall, sondern von Gerechtigkeit regierte, eine göttliche Welt!

Shakespeare! Nicht Kanonendonner rollt in diesem Namen keine Maschine mit tausenden Kläbern steigt vor uns auf — Shakespeare, ein Komödiant, ein Bühnendichter. Aber angenommen wir ständen, wie der Zeichner den Dichter selbst auf unsterblicher Bilde darstellte, ständen zu Füßen des Marmoraltars, das Land seinem Sohne in der Westminsterkirche errichtet hat, ständen da in der dämmernden Säulenhalle, und die Gestalt seiner Dichtungen würden lebendig und zögen an uns vorüber, könnte man sich einen des hochgeschwungenen Gottesdramen würdigeren, gewaltigeren Festzug denken!?

Wer von uns nüchternen, fühlen, verständigen Söhnen des Jahrhunderts bliebe bei diesem Anblick unbewegt? wer von uns staunte, bewunderte und weinte nicht? Wenn von Oberon und Titaniens Elfschaar umflattert Lear, Wolsey, Richard III, Othello, Macbeth, Hamlet, kurz, all' die wohlbekanntesten nahelirdischen und überirdischen, aber alle unsterblichen Gestalten!

Shakespeare! welche Zeit wird sich anmaßen dürfen, die Namen zu vergessen!

Und doch, wie kärglich sind die Spuren von diesem Erbe dasein, die Spuren, welche heute noch sich verfolgen lassen. Zeilen sagen Alles, was wir mit Bestimmtheit wissen: Er wurde in Stratford am Avon geboren, ging als junger Mann nach London, schrieb dort Theaterstücke, erwarb mit ihnen große Folge und kehrte schließlich in die Heimath zurück, wo er als wohlhabender Mann verstarb.

Das Kirchenbuch von Stratford enthält die Notiz, daß William Shakespeare, Sohn des John Shakespeare — Gulielmus Johannes Shakspeare — am 26. April 1564 getauft worden sei. Daß das Kind drei Tage nach seiner Geburt getauft also am 23. April geboren worden sei und zwar in der Pentonvillestraße, wird angenommen, ist aber nicht zu beweisen. John Shakespeare der Vater hatte Mary Arden geheiratet, Tochter des Robert Arden, dessen Vater Hausofficiant des Königs Heinrich VII. war.

John Shakespeare der Vater ist ein Fleischer, ein Wollhändler und ein Handschuhmacher genannt worden. Den Fleischer hat man jedoch sehr bald, als völlig unhaltbar und ungerathen wieder beiseite, während man beim Wollhändler und Handschuhmacher, wenn auch widerwillig, längere Zeit stehen ließ. Eine neuere und zugleich begründetere Annahme aber ist, daß John Shakespeare etwas Grund und Boden als Eigenthum besaß, daß er dies sein Grundstück als Landwirth auch selbst bewirthschaftete und bebaut, u. A. Schafe züchtete und in Folge dessen auch Wolle zu verkaufen hatte. Als gewiß kann es gelten, daß er 1568 — also, wie sein Sohn im vierten Jahre stand — in ganz erträglichen Verhältnissen gelebt haben muß, da er zum Friedensrichter von Stratford erwählt wurde.

In den Stadtkunden Stratford's steht zwar vermerrt, daß — 1586 — gegen einen Schuldner John Shakespeare Executionsvollstreckt worden sei und zwar fruchtlos. Doch scheint dies John Shakespeare ein Stratford'scher Schulmacher gewesen zu sein, dagegen muß eine andere Notiz, daß nämlich John Shakespeare in Stratford angenommen worden sei, kraft des Geseges gegen unspenstige Papisten, welche die Landeskirche nicht wenigstens einmal im Monat besuchen wollen, unzweifelhaft auf den Vater



William Shakespeare.

...ers Wilhelm bezogen werden. John und Mary waren eif-
rige und beharrliche Papisten, und auch ihr Sohn, obgleich kein
Katholik im strengen Sinn wie etwa Pascal, hing
der reinen und edlen Anschauung dieser Confession mit warmer
Trenne an.

Abgesehen von dem Taufregister, besitzen wir aus den ersten
Lebensjahren unseres Dichters nicht ein sicheres Datum mehr.
Daß er später die lateinische Schule in Stratford besuchte, ist nur
Annahme, die aber die Wahrscheinlichkeit für sich hat.
Als der Knabe elf Jahre alt war, fand der berühmte Besuch

der Königin Elisabeth auf dem unfern von Stratford gelegenen
Schlosse Kenilworth des Grafen Leicester statt. Vielleicht, ja
wahrscheinlich befand sich unter der zuströmenden Menge auch
William und folgte dem Szenenwechsel des königlichen Schau-
spiels mit der nicht am wenigsten empfänglichen Phantasie.

Uebrigens lag Stratford an der Heerstraße der Reisenden nach Norden und Süden und bot so dem künftigen Dramendichter reichliche Gelegenheiten, Charakterstudien zu machen. Des Dichters beste Schule aber ist ja das Leben, und der geistreiche Dr. Samuel Johnson hat mit seiner Bemerkung — allerdings bedingter Weise — Recht, daß auch ein Shakespeare unbeschadet seines göttlichen Genius nur schildern und sagen habe können, was er selber erfahren und erlebt habe. Bedingter Weise, denn wer möchte behaupten, daß die erhabenen Gestalten seiner Muse nur der Abklatsch der Wirklichkeit, der Schattenriß Lebender und nicht vielmehr nur einem Seherauge sich zeigende Phantome mit übermenschlich menschlichen Eigenschaften und Zügen seien? Lady Macbeth, Lear, Hamlet u. s. w. sind nicht Photographie, sondern Original, ausgestattet mit des Dichters eigenem Witz, mit seiner eigenen Spannkraft, Beredsamkeit, Zartheit und Leidenschaft.

Gewiß auch hat die landschaftliche Natur der Heimath den Geist des Knaben befruchtet. Waldheimlichkeit und lachende Wiesen gibt es dort, es blinkt der Fluß, malerisch thürmen sich die Städte Warwick und Coventry, in feudalem Prunk Schloß Kenilworth, und in den Klostermauern von Evesham schläft das Echo vergangener Zeit.

Eine vertrauteste Bekanntschaft und herzliche Sympathie mit dem ländlichen Leben und Thun spricht aus Shakespeares Werken, und wenn es nicht wahr ist, daß er Sir Thomas Lucy's Rothwild stahl, so unterließ er dies gewiß nicht aus Unkenntniß des edlen Waidwerfs. Seine Beschuldigung Shakespeares, Wilddieberei getrieben zu haben, ist schon durch den einen Beweis entkräftigt, daß Sir Thomas Lucy's Park niemals eingezäunt war, darin also auch sicherlich kein Wildstand gehalten wurde.

Das Jahr 1582 war für William folgenreich. Im Sommer und Herbst sehen wir ihn da die stillen Wälder und gesegneten Tristen um Stratford an Anna Hathaway's Seite durchstreifen. Anna Hathaway aus dem benachbarten Dorf Shottery, seine „süße Anna“ (wie er auch eine Anna in den „Luftigen Weibern von Windsor“ nennt) war zwar einige Jahre älter, als er, aber wie wir nicht bezweifeln frisch, reizvoll, aufgeblüht wie eine Blume der Wälder, in welchen Shakespeare sie fand und um sie warb. Ueber seinen Hochzeitstag herrscht kein Zweifel, es ist der 26. November 1582; im folgenden Jahre wurde ihm eine Tochter, Susanne Shakespeare, geschenkt.

Bald darauf — der jugendliche Vater hatte eben sein zwanzigstes Lebensjahr angebeten — verließ er Stratford und begab sich nach London. Zwei Jahre später, 1585, wurden die Zwillinge Hamet und Judith, welche die letzten Kinder Shakespeares blieben, geboren.

Was hat man nicht Alles der armen Anna Hathaway nachgesagt und von ihrer Ehe mit Shakespeare gefabelt! Er sollte sie nur gezwungen eingegangen sein und sich in ihr so unglücklich gefühlt haben, daß er deshalb Stratford verlassen! Behauptungen ohne Beweise, Annahmen ohne Anhalt.

Daß Shakespeare nach seiner Ankunft in London dort zunächst vor den Theaterthüren die Pferde beaufsichtigt habe, ist wiederum nur eine der vielen abgeschmackten Fabeln, welche über sein Leben in Umlauf gesetzt worden sind. Vergesse man doch nicht, was für ein Publicum die Theater besuchte, bevor eben Shakespeare durch seine Epoche machenden Dramen Leute von Rang und Bildung ins Theater zog! Der Pöbel suchte dort seine Lust, und dergleichen kam weder geritten noch gefahren an. Zudem steht fest, daß Shakespeare außerordentlich schnell in London Beliebtheit, Ruhm und Vermögen sich erwarb und noch verhältnißmäßig jung schon nach seinem geliebten Stratford sich zurückziehen konnte. Dort beschloß er sein irdisches Dasein in Gemächlichkeit und Frieden, nachdem er nicht nur sein Volk, sondern die ganze Menschheit mit geistigen Gütern von unaussprechlichem Werthe bereichert hatte.

„Der Mann, der seine Bibel und seinen Shakespeare besitzt und kennt, hat und weiß in aller Welt genug,“ sagte einst der Carl von Carlisle.

Schwarze Prinzessinnen.

Von
George Hefekiel.

Wer im Jahre 1829 oder 1830 Kaiser-Karlsbad besucht und Vinderung seiner Leiden gesucht hat an jenen alten Wunderquellen, der konnte, wenigstens einen bedeutenden Theil der Saison hindurch, auf der Morgenpromenade drei schwarzen, schlicht gekleideten Damen begegnen. Schwarze Damen erregen selbst in Karlsbad Aufsehen, es waren keine schwarzen Domestiken, um die würde man sich auf der alten Weise, der berühmten Promenade, wo sich Leute aus allen Welttheilen zusammen finden, kaum gekümmert haben, es waren aber Damen, das sah man auf den ersten Blick schon, schwarze Damen. Auf die Frage nun nach diesen Damen gab die Carlisle die nüchterne Auskunft: Madame Christophe veuve mit ihren Fräulein Töchtern; die Gesellschaft aber sagte: das sind die schwarzen Prinzessinnen, was schon besser klang, aber doch selbst die bescheidenste Neugierde nicht befriedigen konnte. Hörte man nun gar, wie die vornehmsten Damen, fremde Diplomaten, Fürsten und Excellenzen diese schwarzen Damen achtungsvoll mit „Altesse“ anredeten, so war gewiß selbst eine unbescheidene Neugierde nicht ganz ungerechtfertigt.

Wir wollen hier die kurze, zugleich glänzende und traurige Geschichte dieser schwarzen Prinzessinnen in aller Schlichtheit erzählen.

Der Pflanzler Henry Tardieu auf der Insel St. Christoph kaufte 1764 oder 1765 zwei sehr schöne schwarze Sklaven, ein Männlein und ein Fräulein, vom echten Congo-Negerstamme, so eben aus ihrer afrikanischen Heimath nach den Antillen gebracht, welche er mit einander verheirathete. Die beiden Gatten rühmten sich der Abkunft von ihrem heimischen Fürstenstamme. Aus dieser Ehe wurde 1767 ein Knabe geboren, der nach der Insel Christoph genannt wurde, später aber in der Taufe den Namen Henry empfing. Dieser Henry Christoph nun erbt die Schönheit seiner Eltern, er war als Jüngling ein schwarzer Apollo, als Mann ein schwarzer Hercules, ein Mann von riesigem Körperbau, dessen Intelligenz den Satz von der Inferiorität der schwarzen Race Lügen strafte, in dessen ganzem Wesen aber die rastlose Leidenschaftlichkeit mit der wilden unbeherrschbaren Energie des barbarischen Stammes zu einem fast vollkommenen Ausdruck kam. Die Jugendgeschichte Christoph's ist dunkel; man erzählt, daß der

Kaufmann Tardieu nach Europa zurückkehrte, und daß Christoph von dem neuen Herrn der Pflanzung schwer gemißhandelt worden sei, was den Grund zu dem grimmigsten Franzosenhaß in ihm gelegt haben soll. Im Jahre 1789 wurde Christoph nach Hayti verkauft. Als hier nun im Jahre 1791 (23. August) der große Negeraufstand unter Jean François und Biassou gegen die Franzosen ausbrach, der sein erstes Ziel in der Wegnahme von Cap François und der Niedermetzelung aller Weißen (21. bis 23. Juni 1793) fand, trat die riesige Gestalt Christoph's sehr bald neben dem Hauptführer der Neger, dem General Toussaint-Louverture, in den Vordergrund. Der Oberlieutenant Christoph gehörte zu den intelligentesten und festesten Anhängern Toussaint-Louverture's; er schlug den Negergeneral Moïse, der sich der Gewalt bemächtigen wollte, und unterstützte Toussaint umfänglich bei dessen Bemühungen, dem jungen Negerstaat Bestand zu geben. Als 1801 eine französische Flotte unter dem Admiral Villaret-Joyeuse mit einem Expeditions-Corps unter dem General Leclerc (Schwager Napoleons) vor Cap François erschien, zündete General Christoph nach glänzender Vertheidigung Cap François an und zog sich in das Innere zurück. Das Werk Toussaint-Louverture's ging bekanntlich traurig zu Grunde, und dieser selbst, der durch Einsicht und viele edlere Eigenschaften ausgezeichnet war, wurde nach Frankreich gefangen abgeführt. Aber Krankheiten decimirten das französische Corps, General Leclerc selber erlag dem Fieber; da erhob der Negeraufstand aufs neue sein Haupt, und im Jahre 1803 noch vertrieben die Negergenerale Dessalines und Christoph die Franzosen wieder gänzlich von der Insel. Am 8. Oct. 1804 wurde General Dessalines zum Kaiser von Hayti ausgerufen, aber Kaiser Jakob I. hatte kein Glück, er vermochte es nicht, den spanischen Antheil der Insel zu erobern, und gerieth in Zwist mit den Mulatten, den Gelben; es kam zu einem gemeinschaftlichen Aufstand der Schwarzen und der Gelben — die Schwarzen vom General Christoph, die Gelben vom General Pethion geführt — der mit der Ermordung Kaiser Jakob's (17. Oct. 1806) endete. Jetzt kämpften die Schwarzen und die Gelben um die Herrschaft, Christoph gegen Pethion, bis sich endlich Beide theilten. Die Mulatten stifteten unter dem Präsidenten Pethion eine Republik zu Port-au-Prince, die Neger aber riefen den General Christoph zu ihrem Könige aus. Es läßt sich nun nicht in Abrede stellen, daß König Heinrich mit Geschick und Einsicht seinem Königreich europäische Einrichtungen gab, andererseits aber muß zugegeben werden, daß die Neger noch lange nicht im Stande waren, solche Einrichtungen zu begreifen, so daß dieselben gar nicht Wurzel zu fassen vermochten. Heinrich's Gesetzbuch, der Code Henry, die Hilfen, die der König für Handel, Gewerbe, Künste, Wissenschaft anordnete, das Alles war ganz wohl gemacht nach europäischem Schnitt, vertrat sich aber nur selten mit der Neger absonderlicher Eigenart. Am meisten populär waren die europäischen Hofstaats-Einrichtungen, weil sie der Eitelkeit der Neger schmeichelten, obwohl gerade diese Einrichtungen den Spott der Europäer herausforderten. Als sich König Heinrich I. im Jahre 1811 salben und krönen ließ, stiftete er den St. Heinrichs-Orden und ernannte, Alles nach französischem Muster, 3 Prinzen, 8 Herzoge, 19 Grafen und 36 Barone, denen er Titel beilegte, die freilich die Europäer zum Lachen reizten, die aber den Negern gewaltig gefielen. Der schwarze Herzog von Limonade war auf Hayti wirklich ein vornehmer Herr, und der Graf von Marmelade hielt sich wenigstens für einen schwarzen Montmorency. Was man über Heinrich's Herrschaft erfährt — es ist ohnehin nicht viel — muß immer noch mit großer Vorsicht aufgenommen werden, denn die europäischen Berichte messen den schwarzen König nach europäischem Maß und nennen ihn einen grausamen Wütherich, aber seine Grausamkeit machte ihn nicht unpopulär bei den Negern und würde ihn auch nicht gestürzt haben. Im Jahre 1818 aber starb Pethion, der Präsident der gelben Republik, und König Heinrich glaubte den Zeitpunkt gekommen, sich jener Republik zu bemächtigen. Pethion's Nachfolger aber, Boyer, war dem Negerkönig weit überlegen, erwiderte demselben Gegner im eigenen Lager und rief eine Militär-Revolution hervor, welche Heinrich ohne Zweifel leicht unterdrückt haben würde, wenn er nicht, durch einen Schlaganfall gelähmt, am persönlichen Auftreten gehindert gewesen wäre. Der gewaltige Mann weinte vor Zorn über seine Hilflosigkeit und, um den Aufständischen nicht lebendig in die Hände zu fallen, erschoss er sich selbst am 8. Oct. 1820. Da kam das Negerkönigreich wieder unter die Herrschaft der Gelben und wurde ein Theil der Mulatten-Republik. Dieses Königreich Hayti hatte von 1812 bis 1820 auch seinen „Almanac Royal.“ Demjenigen vom Schaltjahr 1816, dem dreizehnten Jahre der Unabhängigkeit (Seiner Majestät dem Könige überreicht von P. Rouz, Cap Henry bei P. Rouz, königlichem Hofbuchhändler), entnehmen wir nun auch die Namen der schwarzen Prinzessinnen, welche 1829 und 1830 in Karlsbad waren, als:

Ihre Majestät Marie-Louise, Königin von Hayti, geb. am 8. Mai 1778, gejalbt und gekront zu Cap Henry 2. Juni 1811.

1) Ihre königliche Hoheit, Madame Amethyste Henry, madame premiere, geb. 9. Mai 1798.

2) Ihre königliche Hoheit, Madame Anne-Athenais Henry, geb. 7. Juli 1800.

Diese Damen, nach dem Tode ihres Gemahls und Vaters gestochen und verbannt, hatten sich nach Europa gewendet und in Livorno, oder bei Livorno, niedergelassen. Um Karlsbad zu gebrauchen, kamen sie nach Deutschland und brachten mehrere Winter in Dresden zu. Alle, die sie gekannt haben, rühmen die Einfachheit und Anspruchslosigkeit, die ungeheime Frömmigkeit und Wohlthätigkeit der schwarzen Prinzessinnen; bei der Mutter soll sich zuweilen ein gewisser Stolz auf ihre Abkunft von reiner Congo-Race in fast kindlicher Weise kundgegeben haben, auch zeigte die alte Dame noch die echte Negerstunde an auffallenden Farben und Putz, doch sorgten die Töchter, welche vollkommene Damen waren, stets dafür, daß die Mutter öffentlich nicht auffiel. Die schwarzen Prinzessinnen hatten sichtlich eine ausgezeichnete ganz europäische Erziehung genossen, sie sprachen und schrieben französisch, englisch und italienisch mit voller Correctheit und wußten auch in der Literatur dieser Völker wohl Bescheid. Die Prinzessin Amethyste ist im Herbst 1833 in Pisa gestorben, die Prinzessin Anne-Athenais aber hat sich in demselben Jahre zu Livorno mit einem Portugiesen verheirathet, ist jedoch, schon im folgenden Jahre Wittive geworden, nach dem Tode ihrer Mutter in ein Kloster gegangen. Weiter ist keine Kunde über die schwarzen Prinzessinnen in die Oeffentlichkeit gedrungen. Es ist entschieden ein Irrthum, wenn in mehreren Handbüchern dem König Heinrich der Kaiserthitel gegeben wird, doch wer fragt noch danach, ob die untergegangene und vergessene Schöpfung des Neger-Generals Christoph ein Königreich oder ein Kaiserthum geheißt?

Populäre Gesundheitspflege.

Von einem Arzte.

III.

Nehnlich wie die Luft, von der wir im vorigen sprach, ist das Wasser für alles Lebende unentbehrlich; während jene nur einem Prozesse, dem des Athmens dienend, das Wasser schon ein Bestandtheil und zwar der bei weitem größte des pflanzlichen und thierischen Organismus. Das sammtgewicht des menschlichen Leibes besteht aus einem Fünftel festen und vier Fünfteln flüssigen, wässerigen Stoffen. Das Blut könnte den Sauerstoff der Luft durch die Lungen nicht nehmen, wenn es nicht reichlich Wasser (77 Procent) enthielte, das Sehen, Riechen, Schmecken, Schlucken, Verdauen würde unmöglich sein, wenn die Organe ohne Wasserergüsse wären. Es verlohnt sich daher, die Natur des Wassers, das Wasser in der Natur etwas näher zu betrachten.

Die Chemie lehrt uns, daß das Wasser kein einfacher Körper, kein Element im Sinne der modernen Naturwissenschaft ist; es besteht — selbstverständlich das chemisch reine — aus einem Volumen Sauerstoffgas und zwei Volumen Wasserstoffgas oder nach dem Gewichtsmasse aus acht Theilen Sauerstoff und einem Theile Wasserstoff. Der Chemiker kann es leicht künstlich wieder herzustellen, indem er beide Gase in dem angegebenen Verhältnisse mischt (Knallgas), zündet, und — unter Donner und Feuererscheinung wieder flüssige Lebensquelle geboren. Interessanter aber, als die chemischen, sind uns hier die physikalischen Eigenschaften des Wassers sein Vorkommen, sein Kreislauf in der Atmosphäre und seine Beziehungen zum menschlichen Organismus.

Wilde, liebe Leserin, über den Rand deines Bazar; da vor dir auf dem Tische die Theemachine mit dem siedenden Wasser, wie einst vor dem jungen James Watt. Das braut und brodelt und hebt den Deckel und drängt sich ungeduldig aus, als wären tausend Teufelchen los. Doch, was sage ich? Es sind, ganz genau berechnet, 1698 Teufelchen aus jedem einzelnen Tropfen Wasser geworden! Jeder Tropfen der beim Kochen zu Dampf wird, nimmt plötzlich einen 1698mal größeren Raum, als vorher ein und strebt mit unwiderstehlichem Gewalt sich auszudehnen. Das ist der moderne Titan, das die gewaltige Dampfkraft, die nicht nur die kochenden Wasserdampfen des Geiser und des Karlsbader Sprudels, die Feuerorgane des Vesuv und Aetna in die Höhe schleudert, sondern, was wichtiger ist, die uns James Watt zu benutzen gelehrt hat, die nun, wenn auch knirschend, dem Willen des Menschen gehorchen und der Civilisation so unermeßliche Dienste leisten muß.

Betrachte doch den hervorragenden Dampf etwas näher unmittelbar an der Entweichungsstelle ist der Strahl durchsichtig klar, es ist das unvermischte Wassergas; erst weiter, in Berührung mit der Luft, bildet sich der Wrasem, Dampf, Nebel, nicht etwa aus Wassertropfen, sondern aus sehr kleinen Wasserbläschen besteht. Wer sich gern über Großes und Kleinstes wundert, lasse sich sagen, daß man nicht nur diese Dunstbläschen sondern sogar ihre feine Hülle gemessen hat, freilich nicht mit Cirkel und Metermaß, sondern durch Berechnung der Lichtbrechung in jenen Farbenringen, welche bei schwach nebligem Wetter die Höhe um die Sonne und den Mond darbieten. Nach haben diese Dunstbläschen zu verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Größe, durchschnittlich aber einen Durchmesser von 7969 Millionstel Pariser Zoll = 0,0224 Millimeter; die Wände dieser Nebelbläschen sind aber nicht einmal ganze 19 Millionstel Zoll dick. Doch dies nur ganz beiläufig. Der Dampf, der Wrasem, verschwindet allmählig vor unseren Augen, aber wohin? Wo bleiben die Wasserbläschen? Sie lösen sich in der Luft auf und zwar schneller und reichlicher in der warmen, langsamer und weniger in der kalten. Jede Lufttemperatur hat ihren bestimmten, in Zahlen ausdrückbaren Sättigungsgrad für Wasserdampf. Bei 12 Grad Wärme kann jeder Kubikfuß Luft bis zu 42 Centigrammen (7 Gran) Wasser auflösen; erkaltet diese wassergesättigte Luft bis auf 2 Grad Wärme, so ist sie nur noch im Stande in jedem Kubikfuß gegen 21 Centigramme Wasser aufgelöst zu halten, und muß deshalb den Ueberfluß als Nebel oder Regen und bei noch größerer Abkühlung als Hagel oder Schnee wieder abgeben. Eine Zimmerluft, in welcher Menschen athmen, Pflanzen brennen, und Gewächse stehen, enthält bei 20 Grad Wärme viel Wasser aufgelöst, aber in der Nähe der kalten Fensterkanten kühlt sie sich ab und setzt den überschüssigen Wassergehalt in Gestalt von Wrasem ab, die Fenster „beschlagen“ oder bedecken bei stärkerer Außentemperatur mit einer Eiskruste — natürlich auf der Innenseite. Der Leser kann nun schon errathen, was geschehen muß, wenn in einen warmen, dunstgefüllten Raum plötzlich ein Strahl eisiger Kälte fährt. An einem schönen Winterabend, als bei scharfem Nord-Ost-Winde jene grimmige Kälte herrschte, die man in Schweden bezeichnerweise „eisern“ nennt, gab vor Jahren Jenny Lind in Stockholm ein Concert. Die Saal war überfüllt, Hunderte von Gasflammen stimmerten, die Luft wurde bald zum Ersticken schwül. Mehrere Damen fielen in Ohnmacht und konnten doch in dem Gedränge nicht sofort hinausgetragen werden. Man wollte die Fenster öffnen, aber sie waren fest zugeföhren. Endlich schlug Jemand einige Fenster auf, schweben ein, und — siehe da! mitten im Saale schneite es, große weiße Schneeflocken fielen erbarmungslos auf die Balltoiletten der Damen. Draußen aber war klarer Himmel, die Sterne funkelten prächtig, und die eisernen Kälte herrschte nach wie vor.

Wir jagten vorhin, die Fenster beschlagen und gefrieren natürlicherweise nur an der Innenseite. Das ist nicht ganz richtig; für unser Klima mag es wohl gelten, aber in wärmeren Ländern — nun, was muß geschehen, wenn einmal die Außenseite beschlagen soll? Wenn man von den nachfolgenden Höhen des St. Gotthard in das Val tremola hinabsteigt, so sieht man oft graue Nebelwolken raschen Fluges durch das Winterthor gegen Faudo und Bellinzona in die Lombardei eilen; kommt man aber selber in die Ebene, so findet man den schönsten blauen Himmel über sich, während die Alpen im Rücken noch immer in Nebel eingehüllt sind. Nun sind aber die Wolken nichts Anderes als jener der Theemachine entweichende Wasserdampf, sie mischen sich also in der warmen Luft der lombardischen Ebene auf. Da kommt dann mitunter der für uns curiose Fall vor, daß die Fenster von außen beschlagen, wenn nämlich in den Stein- und Marmorbauten die Luft bedeutend kühler ist, als die durchge-

Nicht uninteressant ist auch in dieser Beziehung die Beobachtung des der Dampfmaschine, namentlich der Locomotive entweichenden Dampfes bei verschiedener Witterung. Bei hellem Himmel und warmem Wetter, wo die Luft überhaupt viel Feuchtigkeit aufnehmen kann, oder bei trockenem, kaltem Ostwinde sieht man die weißen Dampfvolken kaum den zehnten Waggon des dahin brausenden Zuges erreichen. Das ist die schlimme Zeit, wo Gold-cream und Glycerinjalbe floriren, denn da gibt es spröde Haut, trockene Lippen, Bräune, Augen-, Hals- und Luftröhrenentzündungen, eingetrocknete Dintennäpfe und — funkenprühende Haare! Nicht nur die gestreichelten Käsechen zeigen dann elektrische Erscheinungen, sondern auch beim Coiffiren bemerkt man, besonders wenn man sich eines Kammes von Gummi bedient, das Knistern elektrischer Funken. — Wenn aber die weißen Dampfvolken schwer und träge noch weit hinter dem letzten Wagen des Bahnzuges schweben oder sich langsam in den Büschen als Regentropfen abheben, dann herrscht das unliebsame Wetter, wo die Wäsche nicht trocknet, aber das Salz in der Küche unvorhergesehen feucht wird, die Zündhölzchen versagen, die schönsten Haarlocken schlaff herabhängen, und Groß und Klein an Husten, Schnupfen und Rheuma laborirt, denn diese wassergeladene Luft behindert ja auch die normalen Ausdünstungen der Haut und der Lungen.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß Nebel und Regen, Reif, Hagel und Schnee nur da fallen können und müssen, wo wasserhaltige Luft mit einer wenig oder viel kälteren in Berührung kommt. Daher also die Regengüsse im Frühlinge und Herbst, wenn der feuchtwarme Aequatorial-Luftstrom mit dem kalten Polarstrom in der Atmosphäre zusammentrifft und um die Herrschaft streitet; daher die ewigen Nebel zwischen den Aleuten-Inseln und der Behringsstraße, wo, wie sonst nirgend auf der Erde, die Erscheinungen des Nordens und Südens so hart sich begegnen, daß an ein und derselben Küste die plumpen Seehunde des Gismerees und die geflügelten Brillanten des Südens, die Colibri's, zu finden sind; daher endlich die langweiligen Regentage in den Niederlanden, an den Küsten Englands und Scandinaviens. Uns in Deutschland bringt vorzugsweise der Südwest die regenhaltige Luft, aber der kältere Nord und Nordost macht

erst den Regen fallen, deshalb ist bei uns die Südwest-Seite für Gebirge und Häuser die nasse „Wetterseite.“

Dagegen kann kein Regen fallen, wo nur eine gleichmäßig warme, wenn auch noch so dunstgefüllte Luft herrscht, z. B. während gewisser Monate an der Westküste von Peru und Mexiko; oder auch bei stets trockenem Winde, sei er nun eifrig kalt wie in der Polarzone, auf der rauhen tibetanischen Hochebene und in den russischen Steppen, oder sei er glühend wie der Samum im steinigen Arabien, der Harmattan in Senegambien oder der Chamjin in Aegypten. In der großen afrikanischen Wüste ist die Trockenheit der Luft so groß, daß verhältnismäßig schon wenig Feuchtigkeit sich sofort der Nase, selbst der Zunge bemerklich macht. Der Beduine, kaum an den Rand der Sahara angelangt, empfindet aus weiter Ferne schon die Wirkungen des großen Stromes und ruft, seine Arme freudig ausstreckend: Ich schmecke den Nil!

Wie mit vielen Dingen, deren Werth wir nicht schätzen, weil wir sie alltäglich um uns haben, geht es auch mit dem Wasser; erst am gänzlichen Mangel erkennen wir seine große Bedeutung im Haushalte der Natur. Sind diese Wüsten Afrika's, Arabiens und Hochasiens nicht wie ausgestreckte Bettlerhände, welche um einen Tropfen der Lebensquelle sehen? Atmosphäre heißt Dampfkuugel, und nur wo sie den richtigen Wassergehalt hat, wird sie zur belebenden Wohlthat. Der Mensch wie das Thier bedarf nicht nur zum Durstlöschen und als Lösungsmittel für seine Nahrung des Wassers, sondern auch zum Athmen und zum allgemeinen Wohlbefinden der Haut gehört ein gewisser Wassergehalt der Luft, der auf die Dauer nicht ohne Nachtheil für die Gesundheit extrem vermehrt oder verringert sein darf. Das stete Uebermaß desselben erschläft den Organismus und erzeugt in den Baugärten Hindostans und Bengalens, wie im — pflanzlich — gesegneten Pfefferlande Cayenne Leberleiden, böartige Wechselstieber und jene mit Blutvergiftung verbundenen, pestartigen Faulstieber; der Mangel desselben zeigt seine vernichtenden Folgen an den ausgedörrten Körpern, den Schaaren Erblindeter in Aegypten, den Todtengerippen in der Wüste. Von der entsetzlichen Wirkung der obengenannten Winde auf alles Lebende kann man sich keine Vorstellung machen. Allerdings wirkt bei ihnen neben der Trockenheit auch noch die Temperatur und die Menge

feinsten Sandes zusammen so verderblich. Auch wehen sie nicht immer; der Chamjin etwa acht, der Harmattan drei bis fünf Tage und der Samum gar nur bis 15 Minuten! Ein Fischen, ein elektrisches Knistern geht durch die Luft, entsetzt fliehen alle Thiere, um dem sicheren Tode zu entrinnen, in die tiefsten Schlupfwinkel, die Araber bedecken das Gesicht und reiben die Haut mit Fett, Del, selbst mit schmutzigem Schlamm ein, Gras und Kräuter, alle Blätter in den Däsen verdorren und fallen schwarz zur Erde, das Holz der Baumstämme birzt krachend auseinander, die Leichname der Gefallenen werden schwarz und trocken mumienartig. Die Ueberlebenden begrüßen sich wie dem Tode Entkommene: La Allah il Allah — Gott ist groß!

Endlich dient das Wasser selbst dem Steinreiche zur Cultur. Seine chemische Kraft bewirkt, daß die Oberfläche des harten Gesteins verwittert, seine physikalische Einwirkung zerklüftet die Felsen und zerbröckelt die Bodentrümme. Denn wunderbar genug macht das Wasser bei gewissen Temperaturgraden eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze, daß Wärme die Körper ausdehne, und Kälte sie zusammenziehe. Nachdem es nämlich im Abkühlen bis auf 4,44° Centigrade sich zusammengezogen hat und dichter geworden ist, beginnt es bei weiterer Abkühlung, also beim Gefrieren, sich auszudehnen! Wer eine mit Wasser gefüllte, fest zugestopfte Flasche in kalter Winternacht dem Froste aussetzt, findet sie am nächsten Morgen vom gefrorenen Wasser zerprengt und aus ihrem Halse einen fingerlangen Eisstod gequollen, welcher zierlich den Pfropfen als Kappe trägt. Diese Eigenschaft des Wassers, beim Gefrieren sich auszudehnen, ist für den Haushalt der Natur mindestens ebenso wichtig wie jene, durch Einwirkung der Wärme sich in Dampf zu verwandeln; denn dadurch, daß das Eis einen um 1/14 größeren Raum einnimmt, als eine gleiche Gewichtsmenge Wassers von + 4,44°, kann es auf dem Wasser schwimmen und eine schützende Decke für die tieferen Wasserschichten bilden. Wäre das Eis schwerer, als Wasser, so würde es zu Boden sinken und bald die Flüsse, Seen und Meere von Grund aus in eine compacte Eismasse verwandeln. Alle Wasserthiere würden getödtet, und die Schifffahrt bis tief in den Sommer gehemmt werden. Nun aber ist die unwiderstehliche Gewalt des in Fugen und Ritzen der Felsen und in hartes Erdreich eingedrungen-

Lied.

Comp. von W. Steifensand.

Andante espressivo. Mit innigster Empfindung.

Mein Herz ist schwer, Gott sei's ge - klagt, mein Herz ist schwer für Si - nen. O Gott, ei - ne lan - ge Win - ter - nacht

— könn' wa - chen ich für Si - nen. O Leid für Si - nen! O Freud' für Si - nen! Die gan - ze Welt könn' ich durch - ziehn für Si - nen, die

gan - ze Welt für Si - nen. Ihr Mäch - te, rei - ner Lie - be hold - o lä - chelt mild auf Si -

nen, schüht vor Ge - fahr ihn! bringt ge - sund zu - rück mir mei - nen Si - nen. O Leid für Si - nen! O Freud' für Si - nen! Ich thät, — o Gott, was

thät ich nicht für Si - nen! Ich thät, o Gott, was thät ich nicht für Si - nen! für Si - nen!

etwas lebhafter *ri - te - nu - to* belebter *a tempo*

cresc. *dim.* *p* *cresc.* *p* *ten.* *pp*

genen und gefrierenden Wassers im Stande, das Gestein zu zertrümmern, die Erde zu spalten und die Schollen des gepflügten Acker zu zerkrümeln, aufzulösen und dadurch zur Pflanzen-nahrung überhaupt tauglich zu machen. Das Wasser ist es, welches die Felsen in Blumen verwandelt. So meißelt und hämmert, so tröpfelt, rieselt und stüthet das Wasser in tausendfältiger Formenwandlung durch die ganze irdische Schöpfung, alles Keimen, Blühen und Reifen, alles Werden und Vergehen ist so an dasselbe geknüpft, daß kein Kreislauf — „Vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es, und wieder nieder zur Erde muß es, ewig wechselnd“ — daß dieser Kreislauf nicht nur ein schönes poetisches Bild des irdischen Lebens, sondern geradezu die wesentlichste Bedingung desselben genannt werden kann.

Nach diesen physikalischen und meteorologischen Excursionen wollen wir das Wasser der Meere, Seen, Flüsse, Quellen und Brunnen in Bezug auf seine diätetische und hygienische Anwendung näher betrachten.

Das Meerwasser ist zum Genuße, zum Durstlöchen durchaus unbrauchbar, nicht sowohl weil es ekelregend, bitter und salzig schmeckt, sondern weil es wegen seines Salzgehaltes dem Organismus Wasser entzieht, Durchfälle erzeugt und den Durst nur noch steigert. In jedem Meerwasser sind vornehmlich Chlor-natrium (Kochsalz), Chlormagnesium und schwefelsaures Natron (Glaubersalz) enthalten, aber der ganze Salzgehalt variiert doch, nach den Salzlagern der Küste und des Seegrundes, bei den verschiedenen Meeren ganz bedeutend. Die Ostsee hat 0,8 bis 1,6 Procent Salzgehalt, das schwarze Meer 1,07, das atlantische 3,05 bis 3,56, das mittelländische aber 3,9 bis 4,26, die Salzseen in der Kirgisiensteppe (Elton, Bogda, Zundersöe-See) 13 bis 23 und endlich das todte Meer gar 24,46 Procent! Dort ist das Wasser so schwer, daß man in der That wie Eisen in Quecksilber schwer untertauchen kann. Außer dem Salze und der für die Fische nöthigen Luft enthält das Meerwasser eine schleimige organische Substanz, welcher man hauptsächlich die durch Seebäder gewonnene Geschmeidigkeit der Haut zuschreibt. Es ist wenigstens Thatsache, daß Wannenbäder, von Flußwasser bereitet, dem man die entsprechende Menge Seesalz zusetzt, die Haut nur trocken und rauh machen, während schon Wannenbäder von gewärmtem Seewasser, und noch mehr die natürlichen Seebäder die Haut schwellend, elastisch weich und sammetartig machen. Jener Schleim ist ohne Zweifel das Zeugniß der unzähligen abgestorbenen Thiere und Pflanzen des Meeres und wahrscheinlich auch die Ursache des ekelhaften Geschmacks. In den seltenen Fällen, wo man Meerwasser (mit Milch verdünnt) als auflösendes Mittel innerlich gebrauchen läßt, wird es daher nicht an der Küste, wo der Gehalt an organischem Schleim am größten ist, sondern in möglichst weiter Entfernung vom Ufer geschöpft. Die hauptsächlichste Anwendung aber findet das Meerwasser zu therapeutischen Zwecken in der Form von Seebädern, bei denen nicht nur der Salzgehalt, sondern auch die kühlere Temperatur, der die Haut mächtig reizende Wellenschlag und die reinere und kräftigere Seeluft wirksam ist. Vorzüglich sind es chronische Nervenkrankheiten, Hautkrankheiten, gichtische und rheumatische Beschwerden, Scropheln, Katarthe und Schwächezustände nach angestrengten Geistesarbeiten, nach erschöpfenden Brunnencuren und schweren Krankheiten, welche hier ihre Heilung finden, während große Vollblütigkeit, bedeutende Erregung und Reizbarkeit, Herzfehler, Neigung zum Bluthusten und Schlagfluß, Engbrüstigkeit und ähnliche Zustände den Gebrauch der Seebäder entschieden verbieten. Hier ist der Ort, auf einen weit verbreiteten, aber oft verhängnißvollen Irrthum der Laien aufmerksam zu machen, welche meinen, daß Viel auch viel helfen müsse. Helgoland oder Ostende, sagen sie, muß doch wegen seines kräftigen Wellenschlages viel besser sein, als etwa die Ostseebäder. Was heißt hier aber besser? Eine beste See gibt es überhaupt nicht, es kommt eben auf den Krankheitszustand und die Individualität an. Man vergißt, daß ein und dasselbe Mittel die entgegengesetzten Wirkungen haben kann, je nach der geringeren oder größeren Dosis. Die Geschichte der Medicin ist reich an Beispielen der erbittertesten Kämpfe über die Wirkungen einzelner Heilmittel. Das Opium beruhigt, jagten die Einen; beim Herkules, das Opium regt auf! riefen die Andern. Beide Theile haben Recht, aber es kommt auf die Gabe, die Dosis an, in der man es anwendet. Ebenso ist es mit dem Alkohol, dem Weine, dem Rhabarber und schließlich auch mit den Seebädern. Für gewisse sensible, reizbare Naturen ist Stärkung nur durch mildere Mittel, durch Beruhigung der überreizten, aufgeregten Nerven zu erreichen. Für diese passen unsere Ostseebäder ganz vortreflich; das herrlich gelegene Cranz und Zoppot, wo der Danziger seine Villeggiatur hält, das stille Rügenwalde, Kolberg mit seinen Salinen und Seebädern, Dievenow mit seinen Sandhügeln und Berliner Lehrerinnen, Misdroy mit Buchen und Bergen, Swinemünde mit Molen, Strandbatterien und Kriegsschiffen, das stille, schattige Heringsdorf, das lustige Putbus mit der eine halbe Stunde entfernten Badestation Lauterbach, das buchenbewaldete, kreidige Sahnitz mit der steinigten Badestelle, das billige, wohlbehäbige, gemüthliche Warnemünde bei Rostock, der stolze, aristokratische Heilige Damm bei Dobberan, das einsame Voltenhagen, das liebevolle Travemünde, die wellenlose Rieker Bucht, jetzt ohne das reizende Düsternbroof, das lebhaft, prächtige Ropenhagen, Marienlyst und Gothenburg mit den Buchenwäldern, dem saftigen Rajen und der durch vorüberziehende Kriegs- und Handelschiffe stets belebten See. Sowie wir uns aber der Nordsee zuwenden, beginnt für torpidere Naturen die schärfere Luft, beginnt der stärkere Salzgehalt, kräftigere Wellenschlag, Ebbe und Fluth und — englischer Preiscurant. Die Verpflegung ist hier durchweg gut, die Luft häufig rauh, doch den Appetit anregend, das Leben aber wegen Mangels an Bäumen und Hügeln etwas monoton. Da haben wir Sylt mit den Halligen, Cuxhaven, Helgoland mit der unbequemen hohen Treppe, dem Kartoffel-Park und der läster-Mlee, das theure Nordorney, das stille oldenburgische Dangast bei Varel; weiter dem Canale zu das übermäßig theure Scheveningen, Dänkirchen, das glänzende, französisch elegante Ostende, Boulogne, Cherbourg, Dieppe, Havre de Grace, an

der englischen Südküste das milde Ryde auf Wight, Dover, Ramsgate, Margate und die Krone aller fashionablen Seebäder, Brighton. In den belgischen, holländischen, französischen und englischen Seebädern badet man ohne Rücksicht auf Ebbe und Fluth allgemain des Morgens, dagegen in Cuxhaven, Helgoland und Nordorney drei Stunden vor der höchsten Fluth oder eine halbe Stunde nachher. Da diese jedoch täglich 50 Minuten später eintritt, so wird dadurch ein Wechsel der Essenszeit u. s. w. nöthig, der nicht Jedem angenehm ist. Für diejenigen, welche eine weitere Reise machen wollen und eines warmen Klimas bedürfen, können die prachtvoll eingerichteten Badeanstalten in Marseille, Spezzia, Nizza und Messina empfohlen werden; in Neapel, Ischia, Castellamare ist der Sommeraufenthalt etwas erschlassend, in Venedig, namentlich am Lido, sind die Badeeinrichtungen mangelhaft, und in Triest häufiger und jähher Wechsel der Temperatur. Bekanntlich wurde hier vor einigen Jahren einem Badenden ein Bein durch einen Haifisch abgebissen.

Diese flüchtige Skizze soll nur über einige Seebäder ungefähr orientiren, keineswegs aber die Consultation eines erfahrenen und sachverständigen Arztes überflüssig machen. Wir wiederholen, daß ein ungewöhnlich gewähltes Seebad die verhängnißvollsten Folgen haben kann.

[2659]

(Schluß folgt.)

Dr. F.

Rebus.



Räthsel.

Ein reines schneeweißes Gefäß
Bestülte ich im Stillen
Und schwarzen Samen werf' ich drein —
Nur ohne meinen Willen.
Und wenn die Saat ist aufgegangen,
Neugierig bleiben dann die Augen
Am reichen Blüthenfelde hängen,
Um süßen Honig draus zu saugen.
Doch Mander, der darauf will weiden,
Muß hungrig wie er kam auch scheiden,
Er weiß, wie oft er auch darüber geht,
Nicht, was auf meinem Felde steht.

[2665]

G. H. Arms.

Auflösung des Räthsels Seite 250.

„Ahr — Ehr“ — „Jhr — Ohr — Uhr.“

Correspondenz.

Emmy K—gh in W. Weißen Sammet reinigt man auf dieselbe Weise wie weiße Glacehandschuhe, d. h. man büchset ihn mit Benzol ein, taucht ihn dann gänzlich in Benzol unter, spült nochmals in reinem Benzol nach und appetirt ihn, nachdem durch Ausbrüden und Trocknen das Benzol entfernt ist. Die Appretur geschieht mittelst heißer Wasserdämpfe, die man von der Rückseite aus durch den Sammet streichen läßt, wodurch die Faseln sich wieder aufrichten. Wänder appetirt man, indem der auf ein doppelt zusammengelegtes feuchtes Tuch gespannte Sammet über ein heißes Plättchen gezogen wird, breitere Gegenstände, indem man ein Metallblech (Kupferblech) auf einen kleinen, schwach mit Kohlen geheizten Ofen stellt, mehrfach zusammengelegte, gut durchfeuchtete Leinwand darüber breitet und den Sammet (mit der Rückseite nach unten) darauf legt, und zwar muß dabei stets die Außenseite langsam dem Striche nach gebüchset werden. Von Zeit zu Zeit feuchtet man die Leinwand mit einem nassen Schwamme von neuem an. Damit jedoch so gereinigter Sammet nach dem Trocknen kein zerkrümeltes Ansehen erhalte, muß man ihn glatt aufspannen und in dieser Lage trocken lassen. Freilich ist einleuchtend, daß man immer nur kleinere Sammetgegenstände, Wänder, Theile eines Sutes u. s. selbst zu reinigen vermag, ganze Kleider u. A. m. dagegen schickt man besser in eine chemische Reinigungsanstalt, die schon aus dem Grunde eine solche Reinigung billiger herstellt, als der Laie, weil dort das einmal angewendete Benzol nach Reinigung und Destillation wiederholt benutzt werden kann.

„Der bengalische Tiger.“ Befragen Sie wegen der „gerötheten Augenlider“, da dies Leiden verschiedene Entstehungsgründe haben kann. Lieber einen Arzt — Leberflecke weichen mitunter folgender, freilich etwas langwierigen Behandlung: Man bedeckt den Leberfleck Abends mit einem Stück Wachstafel, auf welches ein Plaster, gemischt aus Asafötida, Safran, Galbanum und grauem Quecksilberplaster, in der Apotheke zubereitet, gestrichen ist. Am nächsten Morgen nimmt man das Plaster ab, wäscht die Stelle mit Seifenwasser und benetzt sie mit Meerzwiebel-sauerhonig. Dies wiederholt man etwa eine Woche lang täglich. Ist der Fleck farblos geworden, so wäscht man noch einige Zeit mit Vorarlösung oder Kampherpiritus nach.

Anna H. in St. Louis. Tägliches Betupfen der Wurzeln mit Höllenstein (Silberjodpeter) entfernt dieselben; oft hilft auch der eine Zeit lang fortgesetzte tägliche Gebrauch von kohlenaurer Magnesia (jedemmal etwa 1—2 Theelöffel voll).

G. W. in Wien. Unter Franzosenöl ist Oleum animale foetidum, welches Sie in jeder Apotheke erhalten, zu verstehen. Uebrigens gibt es weniger

unangenehme Mittel, als das Thieröl, z. B. eine Abkochung von quininen, verest mit Zinknitrat, welche man in die Nigen u. s. stellen und Wände streicht.

W. v. D. in K. „Rabicalmittel“ gegen Miteser ein kleines brauner Salbe für den Preis von einem Ducaten, und das — eine braune, geschwollene Nase! Ihre Furcht, daß Sie — Leipziger Parfümerie gepreßt worden seien“, ist durchaus unbegründet, als langjährige Abonnentin wären Sie freilich davor bewahrt, wenn Sie unsere oft ausgesprochene Warnung vor dem Gebrauch gleichen kosmetischer Geheimmittel beherzigt hätten. In der einen Probe ließ sich, soweit dies die geringe Quantität gestattet, schädlicher Stoff entdecken; neben Fett fand sich ein brauner, Körper (vielleicht Benzoe, Storax oder dergl.) vor, welcher die Farbe der Nase braun zugelichtet hat. Dagegen wird Waschen mit Vorarlösung oder grüner Seife helfen.

G. W. in L. Moos kann man durch Eintauchen in eine warme Lösung von Jodjodcarmin und Picrinsäure grün färben; je man mehr von einem oder dem anderen der genannten nimmt, wird die grüne Farbe dem einen mehr gelblichen oder Schrein erhalten.

Langjährige Abonnentin in Westpreußen und **G. N. in W.** trophien und Staubflecke entfernt man aus Sammet man die Rückseite des Stoffes mit Alkohol-Mether (Koffmann) befeuchtet und über ein mit angefeuchteter Leinwand bezogenes Plättchen zieht. Große Gegenstände aber, wie Paletots, Anzüge, werden wir doch lieber einer chemischen Reinigungsanstalt anvertrauen. Da es kein Haarwuchsmittel gibt; baut vorausichtlich die fertiger von Keil's indischer Tinctur auch nur auf die Leichtgläubigkeit des Publicums. Gern sind wir bereit, dieses Mittel auf seine Nützlichkeit oder Schädlichkeit prüfen zu lassen, sobald Sie uns dasselbe schicken.

Clise E. in Bukarest. Waschen Sie das Gesicht mit Schwefelwasser-Cold-cream lassen Sie in einer dortigen Apotheke nach folgendem bereiten: 2 1/2 Loth Ballrath, 2 1/2 Loth Wachs und 10 Loth frisches Mandelöl werden auf dem Wasserbade zusammengeschmolzen, dann Rosenwasser, 1 Loth Glycerin und eine Messerspitze voll Vorarlösung hinzugesetzt, und die Masse bis zum Erkalten gerührt. Nach dem

kalten wird die Salbe mit einigen Tropfen Parfümirt. — Gegen Rötung der Hände Frost schützen Sie sich am besten dadurch, daß bei Beginn des Winters sorgfältig den Händen sel von Wärme und Kälte vermeiden, immer warme Handschuhe tragen, die kalten Hände in den geheizten Ofen bringen und namentlich keine, auch nur kurze Zeit, feucht der Luft aussetzen.

Mobilin. Die sogenannte Dr. Borchard'sche Mobilin ist nie mit Kräutern in Verbindung gekommen, denn eine gewöhnlich grün gefärbte und parfümirte Seife, deren „Erfinder“ kein Anderer, als ein Finder der Rheimatismusmüsten sein soll. Wir empfehlen Ihnen den Gebrauch von Schwefelwasser-Tanninseife aus irgend einer renommierten Apotheke.

W. L. Kuchschalenlast läßt sich nicht mit Del homogen bleibenden Masse verbinden; Milder gelbliches Wallnuß-Extrakt enthält keinen der Wallnüsse und Hubs Wallnuß-Extrakt sondern letzteres besteht aus einem mit Chloroform ausgesaugten unreifer Wallnußschalen u. s. und 4 bis 5 Tropfen echt Rosenöl. Die Veränderung der Saft der Wallnüsse sehr bald an der Farbe verändert. — Blanc fixe (schwefelsaurer Baryt) hört zu den unschädlichen Schminken.

B. v. B. in G. Es sind hauptsächlich die Dinte auf welche Sie Ihr Augenmerk zu richten. Man streiche daher dieselben mit Petroleum an, verschmiere sie mit Glasertit oder einem anderen geeigneten Mitt. Frisches, nicht über ein Jahr Insectenpulver bringt dem Ungeziefer überhoben Tod.

Eifrige Abonnentin in Böhmen. Verzeihen Sie, können wir Ihnen nicht ertheilen, sondern in Adresse eines berühmten Wiener Specialarztes diese Leiden brieflich geben.

G. F. N. in D. Recept zu einer schwarzen Dinte: 1 Unze Campegeertract und 2 Drachmen Soda werden mit 8 Unzen destillirtem Wasser zur Lösung des Extractes gelocht, dann 1 Unze Cerin, 15 Gran in etwas Wasser gelöstes chromsaures Kali und 2 Drachmen fein gemahltes Gummi arabicum zugefügt. Diese Dinte enthält einen größeren Gehalt von Wasser, wird aber flüssiger. — Eine sehr ergiebige, tiefschwarze Dinte aus der Feder fließende Dinte ist die bei J. C. F. Sauer in Berlin (Leipzigerstraße 112) käufliche „Carbolbinte“.

Frau v. N. auf Schloß P. bei L. S. C. Den allerdings sehr Geruch jener von Ihnen als Mittel gegen unreine Haut so gefundenen Mischung von 6 Th. grüner Seife mit 1 Th. Schwefel zu verbessern, würde sich am meisten ein Zusatz von 1 Tropfen und 4 bis 5 Tropfen echt Rosenöl eignen. Die Masse in feine Bröckchen bringen, ist unthunlich, weil grüne Seife unter allen Umständen die Luft neue Feuchtigkeit anzieht. Sie möchte sich aber in jener vollkommen erweisen lassen durch weniger widrige Bestandtheile. Suchen Sie doch, ob Ihnen nicht die Auflösung einer kleinen Menge von gereinigtem kohlenaurer Kali in 6 Th. Glycerin unter Mischung eines Volthes Schwefelmilch die nämlichen Dienste leistet, des gleichfalls von Ihnen erprobten Mittels gegen aufgesprungen (gleiche Theile Glycerin und grüne Seife) dürfte die geruchlose Lösung einer halben Messerspitze kohlenaurer Kali (etwas mehr weniger je nach der Hautempfindlichkeit) in 6 Loth Glycerin zu empfehlen sein. Das kohlenaurer Kali wollen Sie vor der Hinzufügung Glycerin in einem Schöpfel Wasser auflösen.

M. M. Ein Mittel, sich der Juckreizigkeit der Wunden zu erwehren, das Keilendöl, welches man am besten in einem Schwammstück bei sich trägt, um Arme und Gesicht sofort betupfen zu können, man jenen Vastigen ausgelegt ist. Hat die Wunde aber schon geheilt, so ist ein Betupfen der Stelle mit Salmiatgeist, auf frischer Dinte die beste Mittel, den Schmerz und das Auslaufen einer Wunde zu verhindern.

Diga P. in Chicago. Eine Nähmaschine, welche weder gebreht werden, sondern durch einen „leichten Druck mit der linken Hand in Bewegung erhalten wird“, kann nicht existiren, da eine solche Construction unmöglich herzustellen ist. Vielleicht meinen Sie eine durch elektromotorische Kraft in Bewegung gesetzte Nähmaschine.

B. Z. v. G. Den durch Quecksilberauflösung in weißem Wasser verursachten Flecken lassen Sie am besten in der Apotheke das (sehr giftige) Quantallium herausbringen.

Jeannette H. in G. Recept zum Kastanienbraunfärbenden Strohhüten (für 25 Strohhüte): 1 1/2 Pfd. gemahlene Gallen, 2 Pfd. Curcumapulver, 12 Loth Gallus oder Sumach, 1 1/2 Loth gebleichtes Alaunpulver, mit der nöthigen Menge Wasser in einem Kochtopf, worin die Strohhüte sich befinden, und zwar muß der Topf geschlossen sein, die Hitze nicht gegeneinander gepreßt werden. Es ist die letzte an, läßt sie über Nacht in einem halbpeterfauren Eisenoxyd (von 4 Grad Baumé Stärke) und darauf noch mehrere Male. Um ein dunkleres Braun zu erhalten, mehrt man das Caliatroholz und röthet in Wauchgasbadung, die Strohhüte trocken sind, gibt man ihnen durch Bürsten mit Bürste aus Hundegras den nöthigen Glanz.

Mehrere Abonnenten. Eine Leserin des Bazar in C. uns freundlich mit, daß ihrer Erfahrung nach Brandflecken auf Wäsche, sobald der Faden noch nicht verlohrt, sondern nur durch Wasser, worin Kleesatz aufgelöst, im intensiven Lichte der Sonne oder Augustsonne sich vollständig ausbleichen lassen. Es ist derselben, auf diese Weise einen schon ziemlich dunkeln Flecken zu entfernen. Man wendet zunächst eine nur schwache Lösung an; aber der Flecken nach dem ersten Ansehen keine hellere Farbe, stärkt man jene. Nach halb bis einfündigen Verfahren kann man betreffende Stelle, falls der Flecken noch nicht gänzlich verlohrt mit Seife rein waschen, spülen und trocknen und dann wieder mit Weiche beginnen, sowie überhaupt — wenn der Flecken sehr hart ist — um den Faden für das Kleesatz weniger empfindlich zu machen letzteres Verfahren mehrmals wiederholen.

A. W. Es gibt kein Mittel zur Verbesserung des Wachsstaubs Augenbrauen und Augenwimpern. — Der Teint kann am besten konjervirt und erfrischt werden durch sorgfältige Hautpflege des Körpers, vor Allem durch fleißiges Baden und durch den Aufenthalt gejunger reiner Luft. Tägliches Waschen des Gesichtes mit Kornbrandtwein konjervirt die Gesichtshaut in hohem Grade.

N. Dr. in K. (Böhmen). Es wird sehr schwer halten, einen dreizehn Jahr alt gewordenen Limonadenfleck an grauer Seide fortzubekommen. Sie einmal Abreiben mit schwachem Spiritus, dem ein Tropfen Salmiatgeist zugemischt sind.